Wien und Rom.

Sitten=Roman

aus der

Zeit Kaiser Josef des Zweiten.

Von

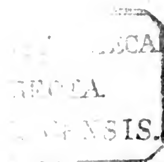
Eduard Breier.

I. Theil.

Wien.

Druck von F. Fridrich.

1862.



Erstes Kapitel.

Zwei Hauptpersonen der Erzählung treffen in Wien ein.

In der Kärntnerstraße herrscht lebhafte Bewegung.

Es ist ein trüber Novemberabend des Jahres 1781.

Die Wiener eilten mit geschäftiger Hast über das frischgelegte Trottoir, denn damals waren kaum drei Jahre verflossen, seitdem man angefangen hatte, die innere Stadt statt der Kalksteine mit Würfelsteinen zu pflastern, um auf diese Weise für eine in Wien kaum 60 Jahre alte Menschenraçe, die Pflastertreter, einen neuen Boden zu legen.

Wenn man also mit geschichtlicher Genauigkeit vorgeht, so findet man, daß eigentlich im Jahre 1778 der Grund gelegt wurde zu den Barrikaden des Jahres 1848.

Die Bewegung der Straße war etwas stärker als gewöhnlich, wahrscheinlich mochte die französische Komödie Schuld daran tragen, welche gerade an diesem Abende im Kärntnerthortheater gespielt wurde, man gab nämlich die Oper „Orfée" von Gluck, und Mademoiselle Laurent, entzückte als Cupido das ganze Publikum, von den Logen angefangen bis zur Zehnkreuzer-Gallerie hinauf.

Die etwas stärkere Strömung in der Kärntnerstraße um diese Zeit mochte aber auch noch einen andern Grund gehabt haben, den wir sogleich erzählen wollen.

Es war nämlich eine schwerfällige, hochbepackte Reisekalesche, welche von zwei matten Gäulen mühsam über den Stefansplatz geschleppt wurde, in die Kärntnerstraße eingebogen.

Kaum in der engen Gasse angelangt, glitt eines der Pferde auf dem ungewohnten Pflaster aus, und fiel zur Erde. Der Wagen mußte anhalten, die Passage war gesperrt.

Die enge Straße stopfte sich bald mit Sänften, Wagen, Lastträgern, und eine gaffende Menge hielt neugierig in der Nähe der aufgehaltenen Kalesche.

Der Kutscher war vom Bock gestiegen, und suchte das gefallene Thier von den Strängen loszumachen.

Während dies geschah, blieben die Fenster des Wagens geschlossen, und die Finsterniß verhinderte den Einblick in das Innere des Fuhrwerkes. Endlich mochte aber den Reisenden in der Kalesche der unfreiwillige Aufenthalt doch zu lange gedauert haben, oder es fing ihnen an inmitten der immer mehr anschwellenden Menge unheimlich zu werden; denn der Wagenschlag ging auf, ein Mann sprang heraus, und stürzte auf den Kutscher los.

Noch nicht fertig? rief er diesem zu.

Der Kutscher brummte einige unverständliche Worte in den Bart, die Menge aber war bei der Erscheinung des Reisenden so erstaunt, daß die Nebeneinanderstehenden die Köpfe zusammensteckten und bald hier, bald dort vernahm man die Worte: „Türke," „Teufel," „Mohr," „Satan," u. s. w.

Nach einem kaum fünf Minuten langen Aufenthalte war der Klepper aufgerichtet, der Reisende stieg nicht wieder in den Wagen, sondern setzte sich an die Seite des Kutschers, welcher nun die Pferde antrieb.

Die Menge zertheilte sich. Ein Haufe besonders neugieriger Erz-Wiener folgte jedoch der Kalesche, und ließ den Gegenstand ihrer Neugierde nicht aus den Augen.

Der Weg war kein weiter mehr. Das Fuhrwerk hielt vor dem Gasthofe „zum wilden Mann.“

Der Mann sprang vom Bocke, eilte in die Thorhalle, und zog die Glocke.

Aufwärter stürzten herbei.

Der Schlag wurde geöffnet.

Die Neugierigen sammelten sich wieder um den Wagen.

Ein Herr, in einen Mantel gehüllt, stieg aus, ihm folgte, von ihm und der Dienerschaft unterstützt, eine dicht verschleierte Dame.

Beide eilten die Treppe hinan.

Nach kaum einigen Minuten war das Gepäck abgeladen, und auch der von den Gaffenden besonders bewunderte Reisegefährte oder Diener war dem erwähnten Paare gefolgt.

Die Kutsche war schon lange abgefahren, und noch immer standen einzelne Gruppen vor dem „wilden Mann,“ und lugten kopfschüttelnd nach den Fenstern des ersten Stockwerkes, wo die Fremden einlogirt waren.

Wer mag die Herrschaft nur sein? fragte ein ehrsamer Pfahlbürger seinen Nebenmann.

Dieser zog die beiden Schultern in die Höhe, so daß sie fast bis an die Ohren reichten, machte dabei eine Miene, die eben so viel sagen sollte als: Wer kann das wissen?

Ein Dritter, der eben hinzugekommen war, fragte: Was ist denn hier Merkwürdiges zu sehen?

Eine Herrschaft — ein Mohr — eine rothe Mütze! —

Zum Teufel, lachte der Frager, und deßhalb bleiben die Leute stehen? Hat man in Wien noch keinen Schwarzen gesehen?

O ja, rief ein muthwilliger Junge, Schwarze *) genug, aber nicht im Gesicht.

*) „Schwarze“ vertrat damals das heute übliche Wort: „Ultramontane.“

Die Umstehenden lachten, und gingen ihres Weges.

Die also stattgefundene Passagestörung, das hierauf eingetretene Stehenbleiben und Fragen, was natürlich die Menge sich anhäufen machte, mochten also, wie wir schon erwähnten, zur lebhafteren Bewegung in der Kärntnerstraße an diesem Abende das Ihrige beigetragen haben.

Um dieselbe Zeit kam auch ein Mann durch das Kärntnerthor.

Seine jugendliche kräftige Gestalt steckte in einem Anzuge, dem man alsogleich den ländlichen Charakter abmerkte. Von dem Augenblicke an, als er in die Kärntnerstraße eintrat, sah er forschend, bald rechts, bald links die Häuser an, wobei er immer einen Moment lang stehen blieb.

Bald gesellte sich ein anderer Herr zu ihm.

Guten Abend, Landsmann, sagte Letzterer.

Schönen guten Abend, erwiderte der Frühere.

Sie scheinen etwas zu suchen?

Sie haben es getroffen, ich suche etwas.

Sie sind kein Wiener?

Auch getroffen, ich bin kein Wiener.

Darf man fragen, woher Sie sind?

Ich? Ich bin aus Wienerisch-Neustadt."

Ah so! Aus Wiener-Neustadt."

Ja, entgegnete der Andere wie früher, aus Wienerisch-Neustadt."

Dieses kurze Gespräch reichte hin, in dem jungen kräftigen Manne eine jener ländlichen Naturen zu erkennen, die mit der Residenz und ihren Bewohnern selten in Berührung zu kommen pflegen.

Der Herr, welcher sich ihm angeschlossen hatte, schien nicht geneigt, ihn so leicht wieder zu verlassen, er verfolgte daher das Gespräch.

Sie scheinen etwas zu suchen, sagte er, wenn ich Ihnen

dienen kann, so sprechen Sie. — Wir Wiener sind höfliche Leute.

Das freut mich, entgegnete der Neustädter, hab' schon viel von der Wienerstadt reden gehört, und bin froh, sie endlich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Der Andere fixirte ihn und sagte: Sie sind also zum ersten Mal in Wien?

Ja, das heißt, als Kind war ich wohl schon einmal mit meinem Vater hier, das war nämlich damals, wie unsere gottselige Kaiserin die Kindsblattern gehabt hat *), oder besser gesagt, als sie von denselben genesen war, und das schöne Fest bei Sankt Stefan gefeiert wurde; aber du lieber Himmel, von damals weiß ich sehr wenig zu erzählen, ich war noch zu jung, darum bin ich jetzt gekommen. Sapperlot, unterbrach er sich plötzlich selbst, ich glaube, ich hab im Eifer des Gespräches ganz auf mein Gasthaus vergessen.

Auf welches Gasthaus?

Nun, auf den wilden Mann, das ist nämlich das Gasthaus, in welchem ich einlogire.

Und warum gerade beim wilden Mann?

Das will ich Ihnen gleich aus einander setzen. Bevor ich abreiste, nahm mich mein Vater an der Hand, und sagte zu mir: Hans, gib Acht, daß dir in Wien nichts Unangenehmes zustoßt, und kehr' mir ja in der Kärntnerstraße beim wilden Mann ein, dort bin ich stets eingekehrt, wenn ich nach Wien kam, dort ist auch immer mein Vater, dein Großvater, einlogirt, und meines Vaters Vater, kurz unsere ganze Familie.

Diese Anhänglichkeit an den wilden Mann, versetzte der Andere, ist sehr lobenswerth, um so mehr, da dies Gasthaus schon zu den ansehnlicheren gehört.

*) Die Kaiserin Maria Theresia wurde 1767, in ihrem 49. Lebensjahre, von den Pocken befallen.

Das ist eben recht, entgegnete der Neustädter, meine Familie hat sich auch niemals spotten lassen. Die Steiger, — ich heiße nämlich Hans Steiger — haben Haus und Hof, und Baares haben sie auch, und da kann man schon einige Gulden aufgehen lassen, wenn es darauf ankommt, etwas zu sehen und zu hören.

In diesem Augenblicke sagte der Andere: Wir sind am Ziele, mein Herr, hier ist der wilde Mann.

Hans Steiger, wie er sich nannte, besah das Haus, und sagte: So? Also hier ist meine Familie jederzeit einlogirt? Das freut mich! Und zu seinem Begleiter sich wendend, sagte er: Ich danke Ihnen recht schön für Ihre Mühe — wenn es Sie nicht genirt, so möchte ich Sie zu einem einfachen Nachtmahl einladen.

Ich pflege zwar in der Regel keine Einladung anzunehmen, allein bei Ihnen mache ich eine Ausnahme. Ihre Freundlichkeit ist außergewöhnlich.

Der Neustädter drückte seinem neuen Bekannten die Hand, und Beide traten in das Gasthaus.

Hans, statt sich mit der Aufwärterin zu verständigen, begehrte den Gastwirth zu sprechen.

Als dieser erschien, sagte er zu ihm: Herr Wirth, ich bin der Hans Steiger aus Wienerisch-Neustadt.

Als der Angeredete bei dieser Anrede wider Erwarten ganz gleichgiltig blieb, fuhr der Frühere fort: Mein Vater ist der alte Steiger.

Der Gasthausbesitzer lächelte und sagte: Hab nicht die Ehre zu kennen.

Hans sah ihn erstaunt an und rief: Sie kennen meinen Vater nicht? Und doch sind alle meine Voreltern von jeher hier eingekehrt.

Aber lieber Freund, mischte sich jetzt der Gefährte in's Gespräch; hier wechseln ja die Fremden von Tag zu Tag, Sie können also von dem Gastwirthe nicht verlangen,

daß er sich die Namen einzelner Gäste merken soll, besonders wenn sie selten kommen.

Ei was, versetzte der Neustädter unwirsch, die Familie Steiger könnte man sich wohl merken, besonders wo Vater, Großvater und Urgroßvater von jeher abgestiegen sind. Doch genug, geben Sie mir ein schönes Zimmer und dann ein Nachtmahl für mich und diesen Herrn, meinen Gast.

Das Stubenmädchen eilte herbei. Ein Zimmer im ersten Geschoße wurde geöffnet.

Bald war der Tisch gedeckt, der Ofen geheizt. Eine trauliche Wärme durchfluthete das Gemach, und die beiden Männer ließen sich die Kost des wilden Mannes vortrefflich schmecken.

Betrachten wir sie näher. —

Hans Steiger mochte zwanzig Lebensjahre zählen.

Sein bartloses Gesicht zeigte zwei volle Wangen, welche von Gesundheit strotzten. Das braune Haar und die schwarzen Augen hoben den weißen Grundton seiner Hautfarbe noch mehr hervor. Zwei Reihen der schönstgeformten Zähne glänzten bei jedem Lächeln des jungen Mannes zwischen den Lippen hervor.

Seine Gestalt hielt die Mitte zwischen schlank und robust. Sein starker Bau zeugte von männlicher Kraft, und sein ganzes Wesen repräsentirte eine Unverdorbenheit, wie man sie unter den großstädtischen jungen Männern selten zu finden pflegt, wie man sie aber schon damals nicht fand, wo französischer Luxus, französische Sittenverderbtheit, mit einem Worte die ganze Frivolität des Bourbonenhofes den Kontinent überfluthet hatte.

Das Gegenstück zu ihm war jener Mann, welcher sich auf der Straße zu ihm gesellt hatte.

Ein kleiner, schmächtiger Körperbau, ein langes, abgelebtes Gesicht mit einer kühn gebogenen Adlernase, eine etwas blasse Gesichtsfarbe ließen ihn viel älter erscheinen als er

wirklich war, doch war sein ganzes Wesen nicht uneinnehmend, sein Benehmen freundlich, seine Manieren fein.

Was ihn besonders charakterisirte, war eine gewisse Schlauheit, die seinem Blicke innewohnte, und die — verbunden mit einer an's Spähende reichenden Aufmerksamkeit — ihm nichts entgehen ließ, was für ihn nur einigermaßen von Wichtigkeit sein mochte.

So verschieden wie die Persönlichkeiten der neuen Bekannten, so verschieden waren auch ihre Kleider.

Hans trug eine enge braune Gemshose, und hohe, an die Beine sich elastisch anschmiegende Stiefel; für einen solchen Körperbau hätte die raffinirteste Mode keinen günstigeren Schnitt erfinden können. Denn abgesehen von den schöngeformten Beinen, zeigte sich auf diese Weise die beneidenswerthe Fülle der Schenkel und Waden im vortheilhaftesten Lichte.

Ein zimmetbrauner Rock mit thalergroßen Knöpfen, eine himmelblaue Battenweste, ein weißes Halstuch mit den unausweichlichen Manschetten und dazu ungepudertes, langes natürliches Haar; fürwahr, wer den Neustädter Gast nur ansah, mußte ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ausrufen: Hans, du bist ein draller Junge, ein Kerl am Fleck, kurz ein Mann, den die schönen Wienerinnen ganz kurios begaffen werden.

Was den Gesellschafter des Neustädters anbelangt, so war er mehr nach der Mode und mehr großstädtisch gekleidet.

Er trug Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, ein nettes Röckchen, gepudertes Haar und einen Mantel, den ihm die Winterluft aufgedrungen hatte.

Beide Männer ließen sich das Abendmahl wohl munden.

Die Unterhaltung war eine ungezwungene, besonders von Seite des Neustädters.

Er theilte dem Andern mit, daß er längere Zeit in Wien zu verweilen gedenke, daß er nur im ersten Augen-

blicke in einem Gasthofe abgestiegen, dagegen dann eine Privatwohnung beziehen werde, worauf er aus dem Elternhause sein Gepäck zugesendet erhalten solle.

Und welches ist die Ursache, um derentwillen Sie in der Residenz verweilen? fragte der Andere.

Ich will mich ein wenig umsehen, lautete die Antwort, ich will die große Stadt kennen lernen. Es geschieht jetzt so Vieles in Wien, man erzählt sich bei uns tausend Schnacken und Schnurren, man hört so manches Erstaunliche, daß man ganz von Holz sein müßte, wenn man nicht Verlangen tragen sollte, wenn auch nicht Alles, so doch Einiges persönlich mit anzuschauen.

Diese Wißbegierde gereicht Ihnen zur Ehre, sagte sein Gesellschafter.

Wißbegierde? Warum nicht gar! rief der grade Neustädter, Neugierde, nichts als Neugierde, ich bin neugierig Dies und Jenes zu sehen; das ist Alles. Trinken Sie, geniren Sie sich nicht. Es ist Ihnen vergönnt. Doch jetzt fällt mir etwas ein. Sie wissen wie ich heiß', Sie wissen wer und woher ich bin. Drum bitt' ich auch um Ihren Namen?

Mein Name? Ich heiße Dienstag.

Hans brach in ein lautes Gelächter aus.

Warum lachen Sie? fragte der Andere.

Ich bitte Sie, rief der Neustädter, wie kann denn ein vernünftiger Mensch Dienstag heißen? Doch Sie können ja nichts dafür, und am Ende liegt am Namen nichts. Also darf ich weiter fragen, wer oder was Sie sind?

Derjenige, der sich Dienstag nannte, sah ihn verschmitzt lächelnd an, und sagte: Ich bin in Diensten einer Herrschaft. Das Nähere werden Sie erfahren, wenn wir erst besser bekannt geworden sind.

Auch gut, versetzte Hans, also Sie werden mich wieder besuchen?

Ich werde so frei sein.

Das Zwiegespräch wurde in diesem Augenblicke unterbrochen.

Aus dem Nebenzimmer herüber vernahm man Harfenklang.

Hans stutzte.

Herr Dienstag wurde aufmerksam.

Die Harfentöne, welche Anfangs in einzelnen Akkorden herüberrauschten, begannen sich immer mehr zu verbinden und bildeten zuletzt eine fremdartige Weise, welche so einschmeichelnd, so wehmüthig herübertönte, daß beide Lauscher, sich gegenseitig fast vergessend, in tiefer Stille da saßen, und mit ganzer Seele im Anhören des wunderlieblichen Spiels versunken waren.

Die Harfe verstummte.

Herr Dienstag war der Erste, der aus dem Hinbrüten erwachte.

Eine angenehme Nachbarschaft, bemerkte er zu seinem Gesellschafter.

Hans machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die seine Zufriedenheit ausdrückte, und erwiderte: Wer mag der Harfenspieler sein?

Oder die Harfenspielerin? fragte der Andere.

Sie glauben also, es könne eine Dame sein?

Mir däuchte das Spiel zu zart, als daß es von einem Manne herrühren sollte.

Hans widersprach nicht, sondern versank in Nachdenken, und als der Andere ebenfalls seinen Ideen nachhing, wurde die Unterhaltung durch eine Pause unterbrochen.

Herr Dienstag erhob sich plötzlich vom Sitze.

Ich will Ihnen nicht mehr lästig fallen, sagte er, der Abend ist vorgerückt, ich muß nach Hause.

Das Abschiednehmen von seiner Seite geschah mit solcher Hast und Ungeduld, daß dies nur einem so unerfahrenen Menschen, wie Hans Steiger war, unbemerkt bleiben konnte.

Dieser hielt den Anderen auch nicht länger zurück, denn ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte, kam ihm der plötzliche Aufbruch seines neuen Freundes in diesem Augenblicke sehr gelegen.

Herr Dienstag verließ das Gemach, eilte die Treppe hinab, und begehrte nach dem Stubenmädchen.

Ich war, sagte er zu ihr, im ersten Stocke bei meinem Freunde Steiger zu Besuche. Können Sie mir sagen, wer die Gäste nebenan sind?

Herr Steiger, antwortete die Zofe, hat die Eckstube rechts, der ganze übrige Theil des ersten Stockwerkes ist von einer Herrschaft bewohnt, die ebenfalls erst heute Abends hier eingetroffen ist.

Und wie nennt sich die Herrschaft?

Das Stubenmädchen warf den Kopf stolz in die Höhe, und sagte mit hochfahrendem Tone: Es ist der Herr Marquis Saint Germain!

Zweites Kapitel.

Ein Krebsenzähler und seine Schwester.

Als Fischer von Ehrlach (der Vater) im Jahre 1716 auf Geheiß des Fürsten von Trautson jenes herrliche Palais auf dem Glacis vor dem Burgthore bauete, mochte er kaum daran gedacht haben, daß dasselbe 44 Jahre später Eigenthum der Kaiserin, und von einer adeligen Garde bewohnt sein werde, welche, aus der Blüthe eines tapferen, aufopferungsfähigen Volkes genommen, bestimmt war, den Thron des Fürsten zu zieren und zu schirmen.

Und als die große Kaiserin mit dem milden frommen Herzen in dieses Palais die ersten adeligen ungarischen

Leibgardisten einziehen sah, mochte sie es ebenfalls nicht geahnt haben, daß dieses Gebäude in nicht ganz hundert Jahren später leer und verlassen sein, daß ihre stolze Schöpfung zerstört sein werde; ja die große Kaiserin so wie der berühmte Architekt würden höchlich staunen, wenn sie jetzt plötzlich von den Todten erständen und das herrliche Palais, welches die Jugend und die Zierde einer Nation barg, einem anderen Zwecke zugeführt sehen würden.

Wir eilen an dem Gebäude vorüber — unser Weg führt gegen das „Platzl" in die große Kapuzinergasse — bald haben wir ein Haus erreicht, unansehnlich in einer Ecke gelagert — ein ganz gewöhnliches Bürgerhaus, nur ein Stockwerk hoch, ohne jedes hervorragende oder bezeichnende Merkmal, unweit von jenem Kloster, welches dieser Gasse den Namen verlieh.

Wir betreten das Innere des Hauses, und zwar das obere Stockwerk, zu welchem eine enge, unbequeme Treppe führte, deren Holzstufen ihr hohes Alter durch Unebenheiten beurkundeten, welche von den Tritten der Auf- und Abgehenden, wenn wir so sagen dürfen, ausgeschliffen waren.

Die Bewohner dieser Etage waren Bürgersleute, und zwar nur drei Personen, darunter zwei Frauen, oder besser zwei Jungfrauen, deren Eine freilich die Jugend längst schon hinter sich hatte.

Beim Eintritte in die Stuben, welche nach unserer jetzigen Anschauungsweise altmodisch eingerichtet waren, konnte man alsogleich die höchste Einfachheit und Reinlichkeit bemerken. Die Möbeln von braunem harten Holze, Vorhänge und Decken vom großgeblumten Zitz — die Tiroler Teppiche buntfarbig, — das Geschirr — Service würde man jetzt sagen — von echt vaterländischem Porzellan, — der Himmel weiß, wie dieses damals noch beschaffen war — die Uhr, ein altes Familienstück, mit einem Glockenschlag, daß Einem die Ohren gellten, und dazu ein Hund, eine Katze, und in einem grün angestrichenen Bauer ein Kanarien-

vogel; dies beiläufig waren die Einrichtungsstücke und sonstigen lebendigen Wesen in dieser Wohnung.

Es ist Nachmittags drei Uhr.

In der Vorderstube wird ein heftiger Wortwechsel geführt. Die beiden streitenden Parteien sind Herr Sebaldus Rothlauf, der Hauswirth, und seine Schwester, Jungfrau Regina, die Hauswirthin.

In dem Ersteren finden wir einen kleinen behäbigen Mann, dessen Aeußeres sich durch nichts hervorthut, als durch ein Gesicht, welches — übereinstimmend mit seinem Namen — so infam roth war, daß es — wie der Wiener zu sagen pflegt — schon ins Kupfrige hinüberspielte. Eine sonderbare Malice des Schicksals hatte es gefügt, daß Sebaldus seinem Gewerbe nach ein „Krebsenzähler" war, ein Nahrungszweig, der mit einem heutigen Holz- oder Bierversilberer analog sein mochte, der aber im Laufe der Zeiten unterging, da mit der Fastenlust auch die Krebsenliebhaberei abgenommen hatte.

Sebaldus war als Krebsenzähler durch eben sein, wenn auch gesundes, so doch rothlaufiges Gesicht auf dem Markt so berühmt und bekannt geworden, daß jede nur halbweg kultivirte und routinirte Köchin ihren Krebsenbedarf nirgend anders als beim „gesottenen Krebs", diesen Spitznamen hatten ihm nämlich die Weiber gegeben, holte. Auf diese Weise erfreute er sich eines recht netten Einkommens und ließ durch seine Schwester die Wirthschaft besorgen, ohne je an jene zweite Hälfte zu denken, die für ihn bestimmt sein mochte, die aber, wie er selbst oft scherzweise zu sagen pflegte, wer weiß wo noch im Hemd herumlief.

Warum Sebaldus bisher dem Ehestand entsagt hatte? Wir vermögen diese Frage nicht genügend zu beantworten. Vielleicht, daß er durch eben sein Geschäft die Weiber von einer unvortheilhaften Seite kennen gelernt hatte, vielleicht auch, daß er seiner Schwester dies Opfer brachte, oder der armen Louise, die er, weil sie eine Waise war, an Kindes-

statt ins Haus genommen, und die nun zu einer sehr stattlichen Jungfrau herangewachsen war, vielleicht auch — doch wozu uns mit Muthmaßungen quälen, die Thatsache liegt vor, gleichviel welche Motive sie zum Grunde hatte.

Seinen Charakter belangend, war der Hagestolz ein gutmüthiger Kautz, manchmal aufbrausend, aber überaus versöhnlich, oft voll närrischer Einfälle, womit er namentlich seine Kundschaften zu erheitern pflegte, die es nicht verschmähten mit dem Fünfziger, so alt war er schon, ihr Kurzweil zu treiben.

Was seine Schwester Regina belangte, so war sie, und damit ist Vieles gesagt, eine alte Jungfer. Sie war nur ein paar Jahre jünger als Sebaldus, und in vielfacher Beziehung der Gegensatz zu ihm. Regina war zänkisch, boshaft, neidisch.

Der bürgerlich befugte Krebsenzähler hatte seine Noth mit ihr, und er bedurfte oft seines ganzen Ansehens, um die Keiferin im Zaume zu halten.

Die, wenn auch ganz unschuldige Ursache der meisten häuslichen Zwistigkeiten, war das dritte Glied dieser kleinen Familie — die arme Louise.

Als obdachlose Waise von Sebaldus aufgenommen, wurde sie vom ersten Augenblicke an von Regina mit scheelen, mißgünstigen Augen angesehen.

Jemehr das Mädchen heranwuchs, jemehr es sich zu einer in der That reizenden Jungfrau heranbildete, desto ärgerlicher wurde Regina, desto größern Spielraum gewann ihr Neid, desto hämischer und unausstehlicher wurde ihr Benehmen. Sie haßte in Louise Diejenige, mit welcher sie einst die Hinterlassenschaft ihres Bruders theilen sollte, sie fürchtete in ihr das reine unschuldige Wesen, sie verfolgte in ihr den Liebling des Bruders.

Unter solchen Verhältnissen gehörte in der That die ganze Unschuld und Ergebenheit der Jungfrau, so wie die wirklich väterliche Liebe ihres Beschützers dazu, um die

Anstrengungen Regina's zu nichte zu machen, welche die Entfernung des Eindringlings bezwecken sollten.

Wir haben des heftigen Wortwechsels erwähnt, welcher eben zwischen Sebaldus und Regina geführt wurde.

Louise war abwesend.

Der Gegenstand des Streites war diesmal ein politischer, ging jedoch später auf das gewöhnliche Thema, nämlich auf Louise über.

Die Scene, die wir vorführen, zeigt im Kleinen, wie die öffentliche Stimmung im Großen war.

Wir haben bereits erwähnt, daß wir uns im November 1781 befinden.

Welch' eine ereignißreiche Zeit in unserem theueren Vaterlande!

Wir haben unsere Leser plötzlich ohne weitere Einleitung mitten in das Getriebe der Residenz hineinversetzt, ohne sie nur mit einem Worte an die historische Bedeutung jener Tage zu erinnern, jener Tage, wo die großartigste Entfaltung des Bannes der Reform sich vom Throne herab kundgab.

Kaiser Josef der Zweite regierte!

In diesen Worten liegt der ganze Sinn der damaligen Zeit.

Man gönne uns jetzt in die einfache Bürgerswohnung zurückzukehren, wir werden im Verlaufe dieses Gemäldes noch oft genug jene Räume betreten, wo nicht nur die Schicksale Einzelner entschieden, sondern die Geschicke ganzer Völker geleitet wurden, bei diesen Gelegenheiten sollen die Leser die geschichtliche Bedeutung der Epoche, in welcher unsere Erzählung spielt, kennen lernen.

Jungfrau Regina hatte ihrem Zünglein eben freien Lauf gelassen und Sebaldus erwiderte: Du magst sagen, Schwester, was dir beliebt, du wirst mich doch von meiner Ueberzeugung nicht abbringen. Ich lobe mir die Zeit, in der wir leben. Gott segne sie und den Kaiser!

Regina schüttelte sich, als ob sie Scheidewasser im Munde hätte.

Oho, rief sie, Ihr könnt lange auf den Segen Gottes warten. O du mein Jesus! Geht doch kaum das erste Jahr zu Ende, seitdem die große Frau von dem kaiserlichen Throne in die Gruft der heiligen Kapuziner hinabgestiegen ist, um nicht mehr wiederzukehren, und was Alles ist seitdem gescheh'n?! — Mir schwindelt's im Kopfe, wenn ich nur daran denke. Ich will nicht sprechen von der Vertreibung des heiligen Jesuitenordens, die schon vor mehreren Jahren stattgefunden, und woran auch Niemand anders, als die jetzige Majestät Schuld trägt, wie gesagt, ich will nicht sprechen davon, denn vertreiben kann man die gottergebenen Patres, aber sich vor ihrem Wiederkehren zu bewahren, das würde ein Bischen schwer fallen, aber was ist in diesem ersten Jahre seiner Alleinregierung nicht schon Alles geschehen? Hat er sich nicht völlig vom heiligen römischen Stuhle losgesagt? Ich frage dich, Sebaldus, sind wir in diesem Augenblicke noch Christen? Der Kaiser hat mir nichts dir nichts päpstliche Bullen abgeschafft, hat die Bischöfe gegen den heiligen Stuhl aufgewiegelt, indem er sie in längstvergessene Rechte einsetzte, und hat sogar befohlen, daß jeder päpstliche Erlaß ihm zur allerhöchsten Genehmigung vorgelegt werde, als ob Seine Heiligkeit nicht der oberste Herr der Kirche wäre! Ich frage dich, Sebaldus, sind wir wirklich noch Christen? Hast du vielleicht heute auch wieder ein paar Traktätchen mitgebracht, die von den Hungerleidern zum Verderbniß der Menschheit in die Welt hineingeschleudert werden, weil jetzt jeder Lümmel drucken lassen kann, was er will?

Das nennt man Preßfreiheit! bemerkte der Krebsenzähler gelassen.

Freßfreiheit, sollst du sagen, ja Freßfreiheit, denn der Teufel wied sie Alle fressen, und Diejenigen mit, welche das Geschmiere kaufen. O! Herr Gott, du hast im verflossenen

Sommer so oft donnern lassen und hast kein einziges Mal in dieses Sodom und Gomorrah eingeschlagen. O du großer Heiland, wie langmüthig bist du, wie kannst du nur zuschauen, wenn die frommen Hirten dieser sündigen Heerde in den Schandbogen bekrittelt und besudelt werden?

Während dieser Klagen stand Herr Sebaldus am Fenster, trommelte mit den Fingern auf die Scheiben, und machte eine nichtssagende Miene dazu, als ob außer ihm keine lebende Seele in der Stube anwesend wäre.

Regina ließ sich durch den Gleichmuth ihres Bruders nicht beirren, und fuhr nach einer kurzen Pause fort: Ja, es ist weit mit uns gekommen! Protestanten, Juden, Heiden sind durch kaiserliches Wort geduldet. Oh, diese Toleranz wird noch böse Früchte tragen! wohin wird es aber mit uns kommen, wenn dieses Regiment noch einige Jahre fortwährt? Es wird am Ende gar kein Christenvolk mehr in Oesterreich geben, es gibt vielleicht jetzt schon keines mehr! Um's Himmelswillen, Sebaldus, ich frage dich, sind wir noch Christen oder nicht?

Der Krebsenzähler sah noch immer durch's Fenster, es hatte fast den Anschein, als ob sich in den Scheiben die Röthe seines Gesichtes widerspiegle, das Trommeln währte fort, nur bemerkte man jetzt, daß Sebaldus mit seinem rechten Fuße eine anhaltende zitternde Bewegung machte, eine Gewohnheit, die ihn häufig beschlich, besonders wenn er in Nachdenken verfiel, oder bei irgend einer Gelegenheit ungeduldig zu werden anfing.

Da Regina, gleichsam die Antwort auf ihre wiederholte Frage abwartend, eine etwas längere Pause eintreten ließ, so wurde die Stille durch eine andere Scene unterbrochen, welche zwei andere Bewohner dieses Quartiers in demselben Momente abspielten.

Die Scene war unter dem Tische.

Ein kleiner schwarzbrauner Dachshund mit langem Gehänge lag auf allen Vieren und sah unverwandten Blickes

auf eine Katze, die — ob aus Langweile, oder aus Bosheit, wer vermag es zu entscheiden — ihm mit der Spitze ihres gekrümmten Schwanzes um die Nase herumspielte.

Einige Momente lang hatte der Hund dieses Aergerniß ruhig mit hingenommen, dann aber fing er zu brummen an.

Die Katze, statt ihr Unrecht einzusehen, zog ihre Pfoten zusammen, machte einen spitzen Buckel, funkelte mit den Augen, und begann zu knurren.

Dieser gegenseitige Notenwechsel zwischen Hund und Katze währte ebenfalls nur einige Momente, worauf Beide gegen einander fuhren und Gebell und Gekreisch die Stube erfüllte.

Schon beim ersten Zusammenstoß lag die Katze unter dem Hunde, der sie unbarmherzig zerbiß.

Regina sprang hinzu, befreite ihren Liebling, der sich dann unter ein Bett flüchtete, und war eben daran, dem Sieger eine Tracht Schläge angedeihen zu lassen, als Sebaldus ihre Hand faßte, sie zu einem Sitze zog, und dabei ganz ruhig sagte: Laß den Hektor in Ruhe, wenn du ihn mißhandelst, so drehe ich deiner Katze das Genick um.

Die Jungfrau sah ihren Bruder mit funkelnden Blicken an, dieser lächelte und sprach: Du siehst jetzt gerade so aus, wie deine Katze, nur mit dem Unterschiede, daß jene ein unvernünftiges Thier ist. Jene quält den Hund, du quälst mich, hab' Acht, Regina, daß ich dir nicht auf den Pelz komme.

Die Angeredete war durch diese Drohung nichts weniger als eingeschüchtert.

Du willst mich mißhandeln? keifte sie mit athemloser Hast, nicht genug, daß ich einer Fremden halber so viel zu leiden habe, soll ich nun auch noch des Hundes wegen zur Märtyrerin werden?

Das Antlitz des Krebsenzählers fing an sich noch mehr zu röthen.

Wen willst du mit der „Fremden“ gemeint haben? fragte er erbittert.

Wen sonst, als sie!

Wer ist diese sie?

Meinst du, ich scheue mich, es zu sagen? Oh, ganz und gar nicht! Louise ist es, ja Louise und keine Andere.

Louise ist mir keine Fremde, ich habe sie in mein Haus genommen, und werde wissen, sie gegen jeden Angriff zu schützen. Du bist meine Schwester, sie ist mein Kind. —

Es hat auch in der That den Anschein, als ob —

Regina, fiel ihr der Bruder in's Wort, sei nicht boshaft und taste meine Ehre nicht an. Ich wiederhole dir, was ich dir schon oft gesagt habe, wenn du das Mädchen aus dem Hause nöthigest, so übertrete ich diese Schwelle nicht wieder.

Regina fing zu schluchzen an.

Sebaldus hatte seine frühere Ruhe wieder gewonnen, begann ein Liedchen zu pfeifen, sah auf die Uhr und sagte dann: Gib mir Hut und Mantel.

Da die Schwester diesen Befehl nicht zu hören schien, so wiederholte er ihn mit strengerem Tone, worauf der Gehorsam nicht ausblieb.

Nachdem der Krebsenzähler den Hut aufgesetzt und den Mantel umgehangen hatte, pfiff er dem Hunde, der, das Zeichen verstehend, ihn alsogleich wedelnd umsprang, und gleich darauf als Begleiter seines Herrn die Stube verließ.

Regina, die jetzt allein war, und sich so wie immer besiegt sah, fing vor Bosheit und Tücke jämmerlich zu weinen an.

Kaum einige Minuten später wurde bescheiden an der Thüre geklopft.

Ein kleiner blasser Mann schlich leisen Trittes herein.

Regina eilte ihm entgegen, indem sie die Spuren ihrer Thränen zu verwischen suchte.

Der Angekommene, welcher den Ausgang des Herrn

Sebaldus abgewartet zu haben schien, um diesen Besuch abzustatten, stellte sich durch den Zustand der alten Jungfrau überrascht, und sagte mit weihevollem Tone: Sie haben geweint, mein Kind, was ist denn wieder in diesem unglücklichen Hause vorgegangen?

Auf diese Anrede fing Regina natürlich abermals zu weinen an.

Der Angekommene ließ sie einige Augenblicke gewähren, dann aber sagte er: Fassen Sie sich, meine Tochter, der Mensch ist zum Dulden und Leiden geboren, irdische Leiden sind Stufen auf der Leiter zur himmlischen Glückseligkeit.

Nach diesen Worten reichte er der Jungfrau die Hand zum Kusse, welche diese auch mit Gier erfaßte.

Ohne eine Einladung abzuwarten, ließ er sich in einem Armstuhl nieder, und sagte dann: Jetzt, meine vielgeliebte Tochter, erzählen Sie, schütten Sie ihre Leiden aus in mein theilnehmendes Herz, damit ich Ihnen helfen oder Sie mindestens trösten kann.

Regina kam diesem Wunsche mit Bereitwilligkeit nach, wobei das hagere blasse Männlein sie mit vieler Aufmerksamkeit anhörte, und durch zeitweiliges Kopfnicken ihr seine Zustimmung zu erkennen gab.

Sie sind eine große Dulderin, sagte er nach vollendeter Mittheilung, es hat mich schon viel Nachdenken gekostet, auf welche Weise Ihrem traurigen Loose ein Ende zu machen wäre, allein ich bin bisher noch zu keinem Entschlusse gekommen.

Ach, ehrwürdiger Vater! seufzte Regina.

Nennen Sie mich nicht mehr so, unterbrach er sie, seitdem Tage der Gottlosigkeit hereingebrochen sind, steckt diese sterbliche Hülle im profanen Gewande, alle Ehrwürdigkeit wird an den Pranger der Oeffentlichkeit gestellt, und Zucht, Sitte und Glaube sind von der Menschheit gewichen. Ich bin nicht mehr gewohnt, das Wort ehrwürdig zu vernehmen, ich heiße jetzt: „Leonhard“, so nennen sie mich und nicht

anders. Doch jetzt hören Sie mich an. Wie alt ist jetzt Louise, dieses Kind der Sünde und der Aergerniß?

Sechzehn Jahre.

Schon sechzehn Jahre, und noch nichts gelernt, was einer Hausfrau nothwendig ist, dem muß abgeholfen werden.

Er dachte eine Weile nach, dann fuhr er fort: Ihre Wohnung umfaßt mehrere Zimmer?

So ist es, Ehrwürdiger — Herr Leonhard wollt ich sagen.

Wenn ich nicht irre, waren Sie gesonnen, vor einiger Zeit eine dieser Stuben zu vermiethen.

Ganz richtig.

Ich wüßte Ihnen jetzt eine Partei.

Herr Leonhard, Sie werden doch nicht selbst —

Ach warum nicht gar.

Es ist aber doch ein Mann?

Ein junger hübscher Mann.

Das ist ja eben der Stein des Anstoßes. Mein Bruder nimmt Louisen's halber keinen Mann in's Haus.

Das ist sehr vorsichtig von ihm, dem wäre aber abzuhelfen.

Auf welche Weise?

Wenn man das Mädchen früher aus dem Hause entfernte.

Wollen Sie mir die Unterstützung von Seite meines Bruders entziehen?

Sie mißverstehen mich, theure Tochter. Louise soll freiwillig und mit seiner Einwilligung dieses Haus verlassen.

Ja, wenn dies geschehe! Aber wie wollen Sie es veranstalten?

Man kann das Mädchen bei einer Herrschaft unterbringen.

Wenn sie sich nur herbeiläßt.

Man muß ihr beweisen, daß sie etwas lernen soll, daß sie der Ausbildung und der Erfahrung bedarf. —

Das läßt sich hören, aber ich fürchte, wir finden keine Dame. —

Dafür lassen Sie mich sorgen.

Sollte vielleicht gar schon —

Eine gefunden sein? Ja, meine Tochter, eine hohe Dame wird Louise zu sich nehmen, vorausgesetzt, daß Sie das Mädchen bewegen, die Stelle einer Kammermamsell bei dieser Dame anzunehmen, und wenn dies geschehen —

Dann könnte der junge Mann hier einziehen.

Sie hätten doppelten Gewinnst, auf der einen Seite Ersparniß, auf der andern ein neues Einkommen. Erwägen Sie die Lage gut.

Du lieber Himmel, rief Regina, da bedarf es ja einerseits gar keiner Erwägung mehr, wenn ich nur den Bruder schon dafür gewonnen hätte. Um Louisen's Einwilligung ist mir nicht bange.

Gewinnen Sie Louise, und bewirken Sie dann, daß sich Louise selbst bei Sebaldus für die Sache interessire. Er wird dem Mädchen nichts abschlagen, worin dieses sein Glück zu finden glaubt. Sie haben mich also verstanden?

Vollkommen.

Für den Fall, daß Sie meiner bedürfen, so wissen Sie mich zu treffen.

Ich weiß es.

Leben Sie also wohl, meine Tochter, alle Heiligen mögen Sie beschützen und stärken.

Regina küßte ihm die Hand, und er schritt gegen die Thüre.

Bei derselben angelangt, wurde er noch einmal aufgehalten.

Herr Leonhard! rief Regina.

Was wollen Sie, meine Tochter?

Ist es erlaubt nach dem Namen jener Dame zu fragen, zu welcher Louise gebracht werden soll?

Sie sollen ihn erfahren, sobald Sie der Einwilligung des Mädchens gewiß sind.

Und wer ist der junge Mann, der bei uns wohnen soll?

Er ist ein Sohn einer reichen Familie.

Ein Ausländer?

O nein! Aus Wiener-Neustadt.

Seine Name?

Hans Steiger.

Nach diesen Worten verließ Herr Leonhard die Stube.

Drittes Kapitel.

Eine Nacht im Gasthofe zum wilden Mann.

Die erste Nacht, welche Hans Steiger im Gasthause zum „wilden Mann" in der Kärntnerstraße zubrachte, sollte keine ungestört-ruhige werden.

Der Mann, dessen Bekanntschaft er an diesem Abende gemacht, und der sich Dienstag nannte, hatte ihn eben verlassen; der Neustädter war also allein.

Mein neuer Freund, sagte er bei sich, ist ein sehr gefälliger, menschenfreundlicher Herr. In einer großen Stadt ist es für einen Fremden gut, Jemanden zu haben, dem man vertrauen kann. Herr Dienstag hat zwar mit seinen Verhältnissen etwas geheim gethan, allein wenn er mich nur näher kennt, wird er nicht mehr hinter dem Berge halten, und ich hoffe, wir werden noch recht dicke Freunde werden.

Dieses Selbstgespräch unterbrach er selbst, indem er ein Glas ergriff, um den köstlichen Gumpoldskirchner, den er sich hatte tischen lassen, hinabzuschlürfen.

Er nickte zufrieden mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: das ist ein vortrefflicher Trank! und lehnte sich dann gemüthlich zurück in den großen Armstuhl.

Seine Gedanken erhielten ohne äußere Einwirkung eine andere Richtung.

Seine Nachbarschaft kam ihm in den Sinn. Er gedachte des Harfenspieles.

Eine angenehme Nachbarschaft! hatte Herr Dienstag früher gesagt. Ob er etwa gar recht haben mochte? Dürftige Reisende pflegen nicht in einem solchen Gasthofe zu wohnen, es ist also jedenfalls ein beachtenswerther Nachbar, und vielleicht auch eine Nachbarin!

Die Fantasie des jungen Neustädters fing an thätig zu werden, sein Herz erwärmte sich.

Obwohl nur durch eine Wand von der Nachbarschaft getrennt, sah er in derselben doch eine ganz Welt.

Er stattete die Nebengemächer mit aller Pracht aus, die sein geschäftiger Sinn nur zu erfinden vermochte.

Dem unerfahrenen jungen Manne waren Silber und Gold das Höchste und Prächtigste, was es auf Erden nur geben mochte. Er sah Alles silbern und goldig, Wände, Boden, Decke, Möbel.

Der eingebildete Glanz schien seine Augen zu blenden, er schloß sie.

In demselben Augenblicke vernahm er neben an ein Geräusch.

Er schrak zusammen, erhob sich rasch von seinem Sitze, und schlich mit leisem Tritt zur Wand.

Er blieb horchend stehen.

Ein kurzes Geräusch drang wohl herüber, aber dann wurde es wieder still.

Hans drückte sein Ohr an die Wand, hielt den Odem an, spannte den Gehörsinn wie auf die Folter und glaubte athmen zu hören, sonst nichts.

Jetzt, von einem neuen Gedanken erfaßt, eilte er zum

Tisch, ergriff die Kerze, und begab sich mit derselben wieder zur Wand.

Er begann sie zu untersuchen.

Der gute Hans, dem manches Märlein im Kopfe spukte, forschte nach, ob nicht irgend eine geheime Thüre verborgen sei?

Vergebens! Der Erbauer dieses Hauses hatte ebenso wenig an eine geheime Thüre, wie an einen unterirdischen Gang gedacht, wenn man etwa nicht den Keller für einen solchen ansehen wollte, in welchem vielleicht um mitternächtiger Stunde die Wein- und Wassergeister ihren Sabbath feierten.

Hans sah seine Hoffnung, an die er sich einen Moment lang wie an einen Strohhalm geklammert hatte, zertrümmert, stellte die Kerze wieder auf den Tisch, und blieb sinnend stehen.

Seine Gedanken weilten drüben.

Ein unerklärbares Gefühl hatte sich seiner bemächtiget.

War es Neugierde, war es eine ihm bisher unbekannte Sehnsucht, die ihn hinüberzog?

Er vermochte sich keine Rechenschaft hierüber zu geben, versuchte es auch gar nicht, er fühlte das überaus heftige Verlangen, die Bewohner der Nachbargemächer zu sehen, und suchte es zu befriedigen.

Aber auf welche Weise?

Ein neuer Gedanke durchkreuzte sein Gehirn.

Er richtete sich auf, warf einen Blick auf die Thüre und verließ die Stube.

Auf dem Korridor angelangt, umfing ihn kalte Nachtluft.

Hans athmete freier, leichter. Er sah umher, der Vollmond beschien den Gang, in welchen die meisten Thüren der Fremdenstuben mündeten.

Hier, flüsterte der Neustädter bei sich, hier ist die Thüre, welche zu meinen Nachbarn führt.

Er schlich sich näher.

Der Thürstock bildete eine zwei Schuh breite Tiefe.

Hans trat in dieselbe, kauerte sich zusammen, und sein rechtes Auge kam an das Schlüsselloch.

Er überblickte einen Theil der Stube.

Von dem Glanz und der Pracht, welche in seiner Einbildung gespukt hatten, war keine Spur.

Kerzenlicht beleuchtete den Raum. Chatouillen, Koffer und anderes Gepäck lag ohne Ordnung umher.

Was Hans auch sah, war so allgewöhnlich, so alltäglich, daß er, wie mit eisiger Fluth übergossen, aus seinen Fantasien aufschreckte.

Im Anschauen der nüchternen Gewöhnlichkeit mußte er über sich selbst lächeln.

Da sieht man es deutlich, dachte er, wie das Unbekannte den Menschen reizt. Ich bin ein großer Narr gewesen, mich so hinreißen zu lassen! —

Trotz dieses Selbstbekenntnisses wich er nicht von seinem Observatorium, denn ein neuer Gegenstand zog seinen Blick auf sich. Es war dies eine Harfe, die in der Stubenecke lehnte.

Ah, lispelte er bei sich, dort ist die Harfe, ein ganz gewöhnliches Instrument, gerade so wie die Harfen der umherziehenden Musikanten, und ich war so dumm, über das Harfenspiel entzückt zu sein! Freilich, das Instrument allein macht es nicht aus, es handelt sich mehr um den Spieler, aber wer mag dieser sein? Vielleicht ein reisender Künstler, oder gar irgend ein alter Saul, der sich von einem David die bösen Stunden hinweg beschwören läßt.

Dem Neustädter gefiel sein biblischer Vergleich so sehr, daß er den Saul und David nicht mehr zu vergessen vermochte.

Ja ja, dachte er, so etwas wird es sein. Saul und David. Es waren freilich zwei Juden, und der Letztere soll ein absonderlicher Harfenist gewesen; aber warum soll denn nicht auch jetzt ein Jude gut die Harfe spielen können, und

in Wien ist es Ihnen sogar erlaubt, jetzt um so mehr, wo sie tolerirt werden, das heißt vom Kaiser. Am Ende ist's auch so, und ich war ein Gimpel, mich für das Spiel zu interessiren, mich eine Viertelstunde lang hierher zu hocken, um durch das Schlüsselloch zu gucken, und nichts Anderes wahrzunehmen, als ganz gewöhnliches Gepäck.

Er wollte sich schon erheben, um in sein Zimmer zurückzukehren, als er von Innen heraus eine Stimme vernahm.

Im Nu befand sich sein Auge wieder wie früher an der Oeffnung; die Gegenstände waren dieselben, er bemerkte nichts von einem lebenden Wesen, aber er hörte, und dies war Ursache genug, mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu lauschen.

Haben Sie sich schon erholt? fragte eine sehr wohlklingende Männerstimme.

Keine Antwort.

Die frühere Stimme fährt fort: Sie sind heute sehr übel gelaunt. Die Reise scheint Sie wenig zu zerstreuen. Sie haben sich so gefreut, die österreichische Residenz zu sehen, und nun, da wir hier angelangt sind, fangen Sie an zu schmollen.

Da abermals keine Antwort erfolgte, so fuhr die frühere Stimme fort: Ihre Laune ist mir unbegreiflich. Ich habe Sie doch zur Reise nicht überredet. Sie sind mir freiwillig gefolgt, nachdem ich Ihnen meine Forderungen und Bedingungen gestellt hatte. Sie haben den Vertrag geschlossen, wollen Sie ihn lösen? Heute ist es noch nicht zu spät, ich will die Opfer, die ich gebracht habe, lieber verschmerzen, als daß ich nur eine Woche lang solche Launen ertrüge.

Dies Alles wurde nicht etwa in vorwurfsvollem Tone, oder gar mit Heftigkeit gesprochen, nein, es schien vielmehr eine tiefe Trauer, die aus jedem Worte hervorleuchtete, eine Bitte, die mit herzlicher Inbrunst betont zu werden pflegt.

Da jetzt eine kleine Pause erfolgte, so dachte Hans Steiger: Alle Wetter, ich glaube, der Sprecher ist kein Jude.

So hübsch pflegt ein Jude nicht zu reden, mit dem Saul ist es also nichts, ich will hören, ob mir wenigstens der David Stich hält.

Die frühere Stimme ließ sich wieder vernehmen: Werden Sie mich durch keine Antwort erfreuen?

Was soll ich Ihnen antworten? versetzte jetzt eine andere Stimme.

Den horchenden jungen Mann durchfuhr es wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Das war eine Frauenstimme — eine Stimme, so zart, so lieblich, so melodisch, so rein wie der Harfenton, der früher aus der Stube gedrungen war.

Hans hatte keine Zeit, sich seinen Gedanken zu überlassen, denn drinnen wurde das Gespräch fortgeführt.

Ich wünschte zu wissen, versetzte der Mann, warum Sie heute so mürrisch sind.

Halten Sie, entgegnete die Frauenstimme, eine solche Reise zu solcher Jahreszeit für eine Dame so erlustigend, daß ich gar nicht übler Laune werden soll?

Die Reise ist nun aber zurückgelegt.

Diese Reise, ja.

Sie fürchten also den nächsten Aufbruch.

Soll ich mich etwa darauf freuen?

Er liegt aber noch in der Ferne.

In welcher Ferne? Ich glaube, Sie selbst würden kaum im Stande sein, mir im jetzigen Momente einen nur vierzehntägigen Aufenthalt in Wien zu verbürgen.

Ich verbürge nichts, doch glaube ich, daß sich unser hiesiger Aufenthalt auf Monate hinaus erstrecken dürfte. Uebrigens wage ich es, Sie abermals an unseren Vertrag zu errinnern.

Vertrag, und immer wieder der verdammte Vertrag! rief die Dame ärgerlich.

Ich führe Sie deßhalb nur auf denselben zurück, um

Sie darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Wechsel von mir voraus bedungen wurde.

Sie haben recht, mein Herr; aber Sie werden nicht läugnen, daß ein stätes Reisen ohne Ziel —

Hier wurde die Dame unterbrochen.

Ohne Ziel, versetzte er, wer sagt Ihnen, daß diese Reisen kein Ziel hätten? Vor meinen Blicken ist das Ziel, das ich verfolge und verfolgen muß, mit unauslöschbarer Schrift vorgezeichnet. Ihnen ist es freilich ein Räthsel, aber was vor dem Auge des Einen verschleiert, ist es vor jenem des Andern nicht. Sie verstehen es nicht, in den Sternen zu lesen, Ihnen ist jene Himmelsschrift eine Hieroglyphe, deren Sinn Ihnen unbekannt, deren Inhalt Sie zu erforschen nicht im Stande sind. Mir aber ist sie es nicht. Ich sehe, lese und verstehe. Ihr Auge haftet an dem irdischen Raume, meines schweift durch unermeßliche Fernen; Sie können freilich da kein Ziel erschauen, wo es vor meinem Blicke mit unzerstörbaren Lettern vorgezeichnet ist. Und Sie selbst, haben Sie denn kein Ziel? Winkt Ihnen denn nicht eine Zukunft, so herrlich, so prachtvoll wie nur irgend ein Weib dieser Erde es sich wünschen kann? Haben Sie meine Zusagen vergessen? Habe ich Ihnen nicht oft genug gesagt, daß unser beiderseitiges Interesse Hand in Hand geht? Sobald ich meinem Ziele nahe bin, stehen Sie von dem Ihren auch nicht mehr ferne. Darum Geduld und Beharrlichkeit. Schwere Steine hebt man nicht mit leichter Mühe, große Pläne führt man nicht mit kleinen Mitteln aus.

Dem Horcher am Schlüsselloch war kein Wort dieser Rede entgangen, seine Aufmerksamkeit war auf's Höchste gespannt. Er horchte neugierig, was die Dame auf diese Vorstellungen, deren Inhalt sein ganzes Interesse in Anspruch nahm, erwidern würde.

Die Antwort blieb auch nicht aus, aber sie stand mit der Anrede in keiner Verbindung. Die Dame sagte nämlich: Ist der Kaiser in Wien?

Ja, er ist vor Kurzem aus einem Herbst-Uebungslager zurückgekehrt.

Werde ich ihn sehen?

Vielleicht auch sprechen.

Auch sprechen?

Sie vergessen, daß seine Majestät sehr leutselig ist.

Sie machen mich neugierig. Doch jetzt eine Bitte.

Und die ist?

Ich wünsche zu Bette zu gehen.

Ich verlasse Sie. Sie sind also ruhig?

Vollkommen.

Ohne Groll und Reue?

Ohne Beides.

Gute Nacht.

Gute Nacht.

Hans hörte jetzt Tritte, dann ging eine Thüre auf und zu.

Aha, dachte der junge Mann, er ist in ein Nebenzimmer gegangen, und hat die Thüre geschlossen. Die Dame bleibt hier, sie ist also meine nächste Nachbarin. Ich will jetzt auch zur Ruhe.

Er erhob sich, und begab sich auf sein Zimmer.

Die Kerze war abgebrannt, Hans kürzte den Docht, füllte wieder sein Glas, und ließ sich das vaterländische Blut abermals schmecken.

Er machte sich's bequem, der Wein fachte in seinem Innern wieder eine angenehme Wärme an.

Hans warf sich in den Lehnstuhl und stützte den Kopf nach rückwärts auf das weichgepolsterte Ohr desselben.

Jetzt ließ er die ganze Scene noch einmal in seinem Gedächtnisse vorüberziehen.

Der Unterschied zwischen früher, bevor er nämlich seine Stube verlassen hatte, und jetzt, war ein bedeutender.

Jetzt wußte er, daß nebenan ein Herr und eine Dame wohnten.

Sie waren nicht Mann und Frau, nicht Vater und Tochter.

Der Mann verfolgt irgend ein Ziel, und will die Dame reich und mächtig machen. Er hat mit ihr einen Vertrag geschlossen, der ihr manches Lästige aufbürdet. Sie ist des Reisens müde.

Aber wer war der Herr? Wer die Dame?

Diese Fragen vermochte sich Hans nicht zu beantworten.

Er hatte weder sie noch ihn, wenn auch nur mit einem Blicke, gesehen, er vermochte sich daher gar kein Bild von Beiden zu entwerfen.

Auch, sprach er, ist nicht nur von keinem Saul, sondern auch von keinem David die Rede, ich habe mich arg getäuscht, und je mehr ich über die Fremden nachdenke, desto neugieriger werde ich.

Er versank in Nachdenken, seine Augenlider schlossen sich unwillkürlich.

War es die Ermüdung des Tages, die Anstrengung des Abends oder endlich die Wirkung des vortrefflichen Gumpoldskirchners, wir wissen es nicht genau anzugeben, aber er schlief ein, und bald vernahm man jene höchst unpoetische Nasensprache, die manche Menschen im Schlafe reden, und die der Usus mit dem Worte „Schnarchen" bezeichnet.

Es herrschte Todtenstille.

Vom Stefansthurm herab vernimmt man zwölf dumpfe Glockenschläge.

Der Mond scheint so hell und klar, daß sein Licht trotz der im Zimmer brennenden Kerze bemerkt wird.

Der sorglose Hans hat sogar vergessen, die Thüre zu verriegeln und die Fenster zu blenden.

Er schläft so ruhig, als ob es in ganz Wien keine Spitzbuben gäbe.

Da geht langsam und schwerfällig die Zimmerthüre auf.

Eine Frauengestalt tritt herein und schließt die Thüre hinter sich zu.

Hans Steiger erschrickt, schlägt die Augen auf und springt vom Sitz.

Er zittert vor Schreck, reibt sich die Augen, denn er glaubt zu träumen, er faßt sich an den Haaren, greift nach dem Glas und leert es zur Neige, aber er überzeugt sich immer nur, daß er nicht träume, denn er fühlt den Schmerz am Kopf, er empfindet den bekannten Geschmack des Getränkes. Er träumt also nicht, es ist also Wahrheit, was er sieht.

Es ist eine Frau — ein Mädchen — nein, nein, es ist ein Engel, der vor ihm steht.

Welch' ein Anblick!

Die Gestalt, schlank, von wunderbarem Ebenmaß, ob Hebe, ob Juno, kaum vermöchte dies ein Paris zu entscheiden.

Das Antlitz, ein herrliches Oval — ein Heer von Liebesgöttern scheint auf demselben zu lagern.

Aus diesem Himmel leuchten zwei Sterne, feurig, glühend, schwarz wie das Gefieder des Raben.

Der starre Blick ist auf das Fenster geheftet, und dorthin scheinen auch die beiden malerisch erhobenen Arme zu deuten.

Wenn etwas geeignet war, diesen Kopf zum höchsten Ideal zu erheben und wo möglich noch zu verherrlichen, so war es das Haar, welches in nachtschwarzen Ringellocken den Nacken beschattete, den schönsten, den die Meisterhand der Natur je erschaffen.

Welch' ein Anblick!

Dieses Wesen und diese Hülle!

Hülle? kann man das eine Hülle nennen, das mehr zeigt und mehr errathen läßt, als es verdeckt?

Ein kurzer Mantel vom schneeigen Batist schmiegte sich an die körperliche Form, er zeigte unten bis zum Knie den schönsten nackten Fuß, der je einen Frauenleib getra-

gen und oben die üppigste Rundung einer bloßen Schulter bis zum Beginne des Armes.

Die Hülle, so ätherisch, schien in diesem Augenblicke an ihrer Herrin zur Verrätherin zu werden, denn sie senkte sich bis auf den halben Busen hinab und offenbarte jene heiligen Mysterien der Weiblichkeit, die durch kein lüsternes Auge profanirt werden sollten.

So stand die Eingetretene vor dem jungen Manne.

Eine Glühröthe übergoß seine Wangen.

Sein Herz pochte mit Allgewalt, der Schreck war gewichen, und dennoch zitterte sein ganzer Körper, wie vom Fieber befallen.

Hans vermochte sich nicht zu regen, er besaß nicht die Fähigkeit einen Entschluß zu fassen.

Die Dame schritt — den starren Blick noch immer auf das Fenster gerichtet — mit erhobenen Armen vorwärts.

In des jungen Mannes Nähe angelangt, blieb sie plötzlich wie festgebannt auf dem Platze, kehrte sich ihm zu und ließ sich auf den nächsten Stuhl, denselben, welchen früher Herr Dienstag eingenommen hatte, nieder.

Unwillkürlich, ohne zu wissen was er that, nahm auch Hans seinen früheren Platz ein.

Der Schweiß perlte in dicken Tropfen auf seiner Stirn, er wagte es kaum zu athmen, seine Augen hingen an der Erscheinung, und schienen sich in ihren Reizen wie in einer Silberfluth zu baden.

So wie früher auf das Fenster, so war jetzt der Blick der Dame auf Hans gerichtet, nur ihre Arme, ihre blendend weißen Arme hatte sie in den Schooß sinken lassen.

In der Stube herrschte Grabesstille.

Der junge Mann begann sich zu erholen; er wurde seiner Sinne wenigstens in so weit mächtig, daß er die räthselhafte Erscheinung nicht mehr stier, sondern mit forschenden Blicken anzusehen vermochte.

Was ihm bisher nicht im Entferntesten beigekommen war, durchflog jetzt sein Gehirn, es war der Gedanke: Ob dieses Wesen auch wirklich dieser Welt angehöre, ob es nicht vielleicht ein Schemen sei, heraufgestiegen aus finsterer Gruft, weil es — nach Befreiung schmachtend — jenseits weder Ruh noch Rast finden konnte?

Der Ueberraschung war das Entzücken gefolgt, das Entzücken machte der Furcht Platz.

Der junge Mann stemmte sich an die Lehne des Stuhles und schob ihn, indem er sich etwas erhob, aus der Nähe der Dame hinweg.

Ohne sich zu regen, und nur durch ein Zucken in ihrem Antlitze Gefühl bekundend, sagte sie jetzt in einem Tone, der eine tiefe Trauer verrieth: Johann, Sie wollen mich verlassen?

Diese Worte floßen wie siedend Pech' in das Herz des jungen Mannes.

Es durchfuhr ihn ein glühendes Beben.

Die Furcht war mit einem Schlage vernichtet, denn diese Stimme war die seiner Nachbarin, es war dieselbe, welche er — an der Thüre horchend — vernommen hatte.

Und sie nannte seinen Namen? Woher wußte sie ihn?

Er erinnerte sich nicht, die Dame je gesehen zu haben.

Gedanken durchflogen wie Blitze seine Seele, er empfand den Drang, die freundliche Anrede zu erwidern, und wußte nicht, was er in der ihm völlig fremden Situation sagen solle?

Ich verlasse Sie nicht! stammelte er, kaum hörbar.

Diese Worte mußten auf die Dame einen überaus angenehmen Eindruck machen, denn ihr Antlitz verlor den starren Ausdruck, der Blick wurde mild, ihren Mund umspielte ein sanftes Lächeln.

Oh, lispelte sie, ich hab' es geahnt, Sie werden mich nicht verlassen.

Hans glitt unruhig auf seinem Sitze hin und her.

An die Stelle der Furcht trat jetzt Verlegenheit.

Sein Auge war zu Boden gesenkt, er wagte es kaum mehr, die Dame anzusehen, denn von dem Momente an, als er in ihr nicht mehr eine Erscheinung, sondern ein irdisches Geschöpf sah, von diesem Momente lag auch die Scham mit der Sinnenlust im Kampfe.

Da die Dame auf ihre letztgesprochenen Worte eine Antwort abzuwarten schien, so folgte eine etwas längere Pause, welcher Hans gleichsam nothgedrungen ein Ende machte.

Er sagte: Ihre Ahnung soll Sie nicht getäuscht haben, aber nicht alle Menschen sind so glücklich von Ahnungen heimgesucht zu werden, darum bedauere ich die völlige Unkenntniß, in der ich mich Ihnen gegenüber befinde.

Als er diese Worte gesagt, athmete er leichter auf.

Dem Himmel sei es gedankt, dachte er, jetzt habe ich doch deutlich genug gesprochen, und ich bin neugierig zu hören, was sie darauf erwidern wird.

Die Antwort blieb auch nicht aus.

Sie kennen mich nicht, entgegnete die Dame, Sie haben mich noch nicht geseh'n; ich begreif' das nicht, denn ich kenne Sie, Johann, ich habe Sie gesehen, unzählige Mal gesehen und fast eben so oft mit Ihnen gesprochen.

Mit mir? fragte der Neustädter verblüfft.

Oh! lispelte die Dame, seien Sie nicht so hart, rücken Sie näher, so nahe wie damals, als wir das letzte Mal mit einander sprachen. —

Hans schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich näher rücken, so nahe, als es Ihnen beliebt, aber, meiner Treu, Sie verkennen mich, ich bin nicht Derjenige, für den Sie mich halten.

Sind Sie nicht Johann?

Der bin ich.

Habe ich Sie also verkannt?

Hans wußte auf diese Frage nichts zu erwidern. Er gerieth neuerdings in Verlegenheit.

Meiner Treu, dachte er jetzt, wenn das mit natürlichen Dingen zugeht, dann will ich mein Leben lang an kein Gespenst mehr glauben.

Dann sagte er laut: Es ist richtig. Sie haben mich nicht verkannt, aber woher kennen Sie mich?

Woher? Aus meiner Heimat.

Endlich, dachte Hans, jetzt wird die Sache sich anfangen zu lichten!

Hierauf sagte er laut: Aus Ihrer Heimat? Ganz recht. Aber wo ist Ihre Heimat?

Weit, weit von hier, hinter den Bergen.

Der junge Mann schüttelte wieder den Kopf, er war in seinem Leben nicht über die nächste Umgebung von Wiener-Neustadt hinausgekommen.

Ach, sagte er, wenn Ihre Heimat weit von hier ist, dann haben Sie mich in Ihrer Heimat nicht gesehen.

Oh, doch — doch —

Und wann, fragte Hans weiter, wann haben Sie mich zum letzten Mal gesehen?

Die Dame schien ihre Gedanken zu sammeln.

Plötzlich fing sie an zu zittern, eine sichtbare Unruhe bemächtigte sich ihrer. Ihre Blicke flogen unstät in der Stube umher.

Sie erhob sich rasch vom Stuhl, eilte auf den jungen Mann zu, und sank zu seinen Füßen nieder.

Um des Himmelswillen, rief sie, wie von einer Todesangst befallen, schützen Sie mich, Johann, retten Sie mich.

Der Neustädter hatte sich erschrocken zu ihr hinabgebückt, umfaßte sie mit seinen Armen, um sie vom Boden aufzuheben und ihr das Grundlose ihrer Furcht darzuthun, in demselben Augenblicke aber flog die Thüre auf, ein Mann mit drohender Haltung stürzte herein. Seine Augen flogen gespenstisch in der Stube umher; als er die Dame in den

Armen des jungen Mannes sah, rief er mit einer Stimme, die Todte hätte zum Leben bringen können: Theodosia!

Die Dame durchfuhr es wie ein Blitz, sie stieß einen Wehruf aus und sank zu Boden.

Der Eingedrungene stürzte auf sie zu, umfaßte sie mit beiden Armen und flog mit ihr wie mit einer Beute aus der Stube.

Dies Alles war das Werk weniger Augenblicke.

Ehe Hans nur recht fassen konnte, was vorgefallen war, saß er wieder allein und sah mit fast blöden Blicken in der Stube umher.

Die Aufregung des Abends hatte seine Kräfte völlig erschöpft, die Lider fielen ihm zu, er entschlief, um, von wüsten Traumbildern umgaukelt, die Nacht zuzubringen. — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Es war schon sehr spät am Morgen als der junge Mann erwachte.

Die Erlebnisse der vergangenen Nacht standen deutlich vor seiner Seele. Er überflog sie noch einmal in Gedanken.

Er entsann sich des Gespräches, das er mit der Dame geführt, der Katastrophe, ja sogar des Namens Theodosia, den der Fremde ausgerufen hatte.

Die Dame hatte ihn um seinen Schutz angefleht, und er hatte nicht die Fassung besessen, ihre Bitte erfüllen zu können.

Fast schämte er sich dieser Unmännlichkeit; aber konnte er dafür?

War der ganze Vorgang nicht so außergewöhnlich, daß die Ueberraschung auch jeden Andern überkommen hätte?

Doch was in der Nacht nicht geschah, konnte ja am Tage noch bewirkt werden; das Versäumte konnte ja nachgeholt werden; er wollte Theodosia besuchen und dem Manne, vor dem sie geschützt sein wollte, die Stirne bieten.

Er verließ eilig die Stube.

Die Nebenthüren waren alle gesperrt.

Hans zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß die Herrschaften schon am frühen Morgen aus dem Gasthofe in eine Privatwohnung übersiedelt waren.

Wohin? das wußte ihm Niemand zu sagen.

Viertes Kapitel.

In einer Schenke auf dem Spittelberg.

Zur Zeit, da unser Gemälde beginnt, waren es gerade fünf Monate, daß in den österreichischen Staaten die „erweiterte Censur" eingeführt war.

Die betreffende Verordnung erfloß am 11. Juni 1781.

Diese „erweiterte Censur" gestattete eine Preßfreiheit, wie sie gegenwärtig auf dem ganzen Kontinente Europa's nirgends zu treffen, ja, wie sie selbst in dem revolutionären Hochsommer des Jahres 1848 in Oesterreich nicht gang und gäbe war.

Ein einziger Punkt wird hinreichen, unseren Lesern einen Begriff von jener merkwürdigen kaiserlichen Verordnung zu verschaffen, welche damals die Presse frei machte, dieser Punkt ist der dritte in der Vorschrift, und lautet:

„Kritiken, wenn es keine Schmähschriften sind, sie „mögen den Landesfürsten oder den Untersten betreffen, „sind nicht zu verbieten, der Verfasser mag seinen Namen beisetzen oder nicht, jedoch um desto weniger, wenn „er denselben beizusetzen für gut findet, und sich also „für die Wahrheit verbürgt. — Jedem Wahrheitsliebenden muß es eine Freude sein, wenn ihm solche auf die „Art zukommt."

Die Verordnung wurde mit aller Freudigkeit hingenommen und so wie im Frühling 1848, so begann auch im Sommer 1781 eine Schriftenfluth aufzutauchen, und in beiden Epochen wurde die erhaltene Freiheit auch im Uebermaß benützt.

So wie nach der Revolution Flugblätter und Journale, so tauchten damals Brochüren auf, so wie in unserer Zeit die Kreuzerliteratur, so machte sich damals das Zehnkreuzer-Unwesen breit.

Wie in Allem, so tritt auch bei dieser Gelegenheit der Unterschied zwischen jetzt und damals deutlich hervor; bei uns war das erste freie Wort ein Todtengesang dem Absolutismus, damals handelte eine der ersten erschienenen freien Flugschriften über die Begräbnisse!

Glückliche Zeit, wo Brochüren „über die Stubenmädchen," „über die Halbfräuleins," „über den ehrlichen Wastl mit dem Klingelbeutel," „über die Kleiderpracht im Prater" u. s. w., u. s. w. ihre Leser und ihre Käufer fanden, und wenn auch nicht so wie in unseren Tagen 10,000, so wurden doch Hunderte von Exemplaren abgesetzt, und wenn man erwägt, daß damals die Stunde der Schnellpresse noch nicht geschlagen hatte, und daß der Preis von 10 Kreuzern für ein Büchelchen für die damalige Zeit immerhin ein erheblicher war, so wird man gewiß der Lesebegierde der Josefinischen Zeitgenossen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man erfährt, daß in Wien allein im ersten Jahre der „erweiterten Censur", den Nachdruck abgerechnet, mehr als tausend solcher Originalbrochüren erschienen waren.

Die Bescheidenheit und der idyllische Zustand der Zehnkreuzer-Literatur währte aber nicht lange. Die Scribenten fingen an immer weiter zu greifen, man wagte sich bald über „die Bruderschaften," über „die Reliquien, Opfer- und

Mirakelbilder," über „die Nonnen," über „den Antichrist," bei dem man die Frage aufstellte, ob er grün oder blau sei?

Später ging man noch weiter, und weder der Papst noch der Kaiser entgingen dem Loose, abgehandelt zu werden.

Der erweiterten Censur folgte eine zweite Reform, die ein nicht geringeres Aufsehen erregte.

Es war das unsterbliche Toleranzedikt, erlassen am 13. Oktober 1781. Nach diesem erschien die Aufhebung der Leibeigenschaft in den nicht ungarischen Provinzen am Allerheiligentage desselben Jahres.

Ganz Wien war in Aufregung. —

Es war gerade ein Jahr seit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia und seit der Alleinregierung Josef des Zweiten verflossen.

Wohin man kam, überall waren diese wichtigen Tages-Ereignisse Gegenstände der Unterhaltung.

So wie heute, strotzten auch damals die öffentlichen Orte von Besuchern, so wie heute, tauschte man auch zu jener Zeit seine Meinungen aus, und so wie heute, hatte auch damals jede Meinung ihre Vertheidiger und Widersacher.

Wie, werden unsere freundlichen Leser ausrufen, ist es möglich, daß so wohlthätige, so gewichtige Aenderungen auch ihre Gegner haben konnten?

Ja, antworten wir, sie hatten sie damals, und würden sie auch jetzt haben. So lange Vorurtheile, Heuchelei, Egoismus, Herrschsucht und andere böse Eigenschaften unter den Menschen heimisch sind, so lange wird auch jede Aenderung, welche die Vortheile des Einen oder des Andern schmälert, ihre Bekämpfer finden, so lange wird auch keine neue staatliche Institution möglich sein, die, ob auch noch so gut, dennoch nicht den Groll irgend eines Theiles der Gesellschaft anfachen würde.

Wundern wir uns also nicht, wenn damals, wo in unserem Vaterlande Wissenschaft und Volksbildung sich auf viel tieferer Stufe als jetzt befanden, wo bei den Massen

der Aberglaube noch in üppigster Blüthe stand, wo der Gestank der Scheiterhaufen, auf denen man Hexen und Zauberer verbrannt hatte, noch die Lüfte verpestete, wo das Geheul und die Gräuel der Folter kaum verklungen waren, wundern wir uns nicht, wenn damals, beim Einbruch des ersten Lichtstrahls in die Nacht Oesterreichs, Schwärme von Nachtvögeln aus ihren Nestern aufflatterten und die Luft mit ihrem Zetergeschrei erfüllten, als ob das Ende der Welt nicht mehr ferne sei; wundern wir uns nicht, wenn die Blöden und Kurzsichtigen unbeholfen und unverständig mit der Schlechtigkeit Hand in Hand gingen, um die Riesenpläne eines Mannes zu kreuzen, dessen größter Fehler darin bestand, daß er um ein halbes Jahrhundert zu früh auf die Welt kam. Wundern wir uns also nicht, wenn dieser Mann die Fehde mit solchen Elementen aufnahm, sie durch eine Reihe von Jahren fortführte, und endlich im Kampfe unterlag; wundern wir uns deßhalb nicht, denn gegen die Dummheit kämpfen selbst Götter vergebens!

Doch zurück! Noch ist hier nicht der Ort, unsern Lesern einen Ueberblick der Situation zu bieten, wie sie sich damals in unserem Vaterlande gestaltet hatte, einfache Fakta, die wir zum bessern Verständniß mittheilen mußten, haben uns unwillkürlich hingerissen, und wir wären fast in den Fehler gerathen, an einer Stelle unsers Romans historische Details einzuweben, wo sie am wenigsten passen würden.

Folgen Sie uns!

Wir führen Sie in die Mitte einer Gesellschaft, es ist keine adelige Societät, es ist auch nicht das wohlhabende Bürgerthum, das wir aufsuchen; o nein, wir begeben uns in die untern Schichten. Damals beliebte man diese das „gemeine Volk“ zu nennen, die spätere Zeit taufte es mit der verächtlich gewordenen Benennung der „Pöbel“, und erst die neueste Zeit wurde manierlicher und erfand den Namen: Proletariat.

Auf dem Glacis, dem Burgthore gegenüber, liegt der

kaiserliche Marstall; das Gebäude wurde später neu aufgeführt, das damalige war dasselbe, welches Kaiser Karl VI. im Jahre 1725 erbauen ließ, um der Bürgerschaft jene Last zu erleichtern, welche sie verpflichtete, die zum kaiserlichen Hofe gehörigen Pferde einzustallen, so wie gleich nach Josef's Regierungsantritt die Wiener Bürgerschaft gegen eine angemessene Ablösung von der Last des sogenannten „Hofquartiers" befreit wurde *).

Hinter den kaiserlichen Stallungen also erhob sich ehedem ein Freigrund, der Spitalberg genannt, weil er als Eigenthum dem Bürgerspitale gehörte.

Der auf diesem Grunde befindliche Vorstadttheil, zwischen St. Ulrich und der Laimgrube gelegen, heutzutage der Spittelberg geheißen, war damals mehr unter dem Namen: „Das Kroatendörfel" bekannt.

Die Chronik weiß von dem Kroatendörfel nichts Anderes hervorzuheben, als daß seine engen gewundenen Straßen, in Berücksichtigung der besonderen Stadtnähe, zahlreich jene unglückliche Gattung von Mädchen beherbergten, welche das Schicksal dazu verdammt hatte, den edelsten Trieb in der Menschenbrust, nämlich die Liebe, zum Gewerbe herabzuwürdigen.

Fürchten Sie sich nicht, freundliche Leserin, solche Gesellschaft ist nicht unser Ziel, es sei ferne von uns, Sie das Laster im Zwilichkittel schauen zu lassen, wozu auch dieser ekle Anblick, so lange wir die Verworfenheit unter einem Mieder von Sammt und in einem Kleide von Atlas finden, wozu in die Keller hinab oder in die Dachstübchen hinaufsteigen, so lange wir Ihnen das abgefeimteste Laster in den Palästen zu zeigen im Stande sind.

Darum fürchten Sie sich nicht, folgen Sie uns willig in eine Gaststube am Spittelberg, sie ist traulich, gut besetzt,

*) Jeder Hausherr mußte nämlich, Jahr aus Jahr ein, ein oder mehrere Zimmer in Bereitschaft halten, um Hofbeamte in denselben gratis aufzunehmen.

und gewährt in diesem Augenblicke den Schauplatz einer interessanten Scene.

Das Lokale besteht aus zwei Stuben, welche durch eine Scheidewand getrennt sind, deren obere Hälfte von Glas ist. Da sich in dieser Wand wohl ein Durchgang, aber keine Thürflügel befinden, so ist die Kommunikation zwischen den beiden Abtheilungen sowohl für das Auge als auch für das Ohr nicht unterbrochen; man konnte also drinnen bei der bekannten Vorliebe der Wiener für eine laute Unterhaltung immer ganz bequem hören, was draußen gesprochen wurde.

In der innern Stube sind, mit Ausnahme eines kleinen Tischchens in der Ecke, an dem höchstens zwei Personen Raum haben konnten, bereits alle Tische besetzt, in der äußeren sah es, wie die Wiener zu sagen pflegen, noch etwas „schütter" aus, jedoch schienen Anzeichen vorhanden, daß auch sie sich füllen werde.

Die Gäste, wie schon erwähnt, dem niedern Stande angehörend, besprachen eben die Ankunft durchlauchtiger Personen, welche vor einigen Tagen in Wien eingezogen waren, und zwar: der Herzog Eugen von Würtemberg, dessen Frau Gemalin, die Prinzessin Elisabeth; der Prinz Ferdinand, ferner der russische Großfürst mit seiner Gemalin, welch' Letztere unter dem Namen „du Nord" reisten.

Nachdem dieser Stoff erschöpft war, kam die „schwarze Zeitung" an die Reihe, ein Blatt, das sich ausschließlich mit Unglücksfällen, Mordthaten, Diebereien und andern häßlichen Tagesvorfällen beschäftigte, und unter dem großen Haufen die zahlreichsten Leser zählte.

Da sich Einer des Blattes bemächtigt hatte und laut vorlas, so horchten die Uebrigen andächtig zu, und bemerkten es nicht, wie zwei andere Gäste hereintraten und sich an dem kleinen Tische in der Ecke geräuschlos niederließen. Der Wirth brachte Bier, wollte die auf dem Tische befindliche Kerze anzünden, woran ihn aber der Eine von den Angekommenen durch eine abwehrende Geberde verhinderte;

dadurch blieb jene Ecke im Schatten, was den Vortheil bot, daß man besser sehen und weniger gesehen werden konnte.

Die beiden neuen Gäste hatten das Aussehen zweier Italiener, wie sie im Sommer in den Gärten, im Winter aber in den Gaststuben Käse und Salami feilzubieten pflegen; wir müssen jedoch bemerken, daß unsere beiden Männer in diesem Momente nicht als Geschäftsleute, sondern als Gäste eingetreten waren.

Sie sprachen wenig mit einander; wenn sie es thaten, so geschah es leise und in wälscher Sprache. Der Eine von ihnen, das war das hervorragendste Zeichen, wodurch sie sich unterschieden, trug einen starken, schwarzen Bart, der fast seine ganzen Wangen bis zum Kinn hinab beschattete, während der Andere, bartlos, über das rechte Auge eine schwarze Binde trug, welche so schräge gelegt war, daß sie fast das halbe Antlitz verdeckte.

Da der Vorleser der „schwarzen Zeitung“ eben eine Pause eintreten lassen wollte, so rief ein Gast, der ihm zunächst saß: Nur weiter, Lorenz, lies weiter, ich bin neugierig, zu erfahren, was noch Alles für Unglück geschehen ist.

Derjenige, welcher Lorenz genannt wurde, entgegnete: Ich habe ja schon Alles vorgelesen, bis auf eine einzige Geschichte.

Die wollen wir auch hören! rief der Frühere.

Es soll geschehen, aber laßt mich nur ein klein wenig zu Athem kommen.

Was wird diese letzte Geschichte wohl enthalten?

Nur Geduld, wir werden es gleich vernehmen.

Lorenz begann wieder zu lesen: Vor mehreren Tagen wäre in der Kärntnerstraße bald ein abnormes Unglück geschehen.

Was? rief ein Gast, in der Kärntnerstraße, davon hab' ich ja gar nichts gehört!

Dazu ist die Zeitung da, sagte ein Anderer, damit man das erfahre, was man nicht selbst weiß.

Aber ich arbeite ja bei einem dortigen Kaufherrn.

Wo? Auf der Straße?

Nein, in seinem Hause.

Also siehst du, während man im Hause arbeitet, kann auf der Straße draußen Manches vorgehen, wovon man keine Kunde bekömmt.

Weiter lesen, weiter lesen, so ließen sich mehrere Stimmen vernehmen.

Lorenz begann wieder zu lesen: Ein abnormes Unglück geschehen. Eine Reisekalesche, welche des Abends daherkam, mußte mitten in der Straße anhalten, denn ein Pferd war zusammengestürzt. Viele Menschen sammelten sich, das Pferd wurde scheu, sprang auf und rannte, indem es den Wagen und seinen andern Kameraden mit sich fortriß, die Straße hinab und in das Gasthaus „zum wilden Mann“ hinein, wo im Hofe ein ungeheurer Schaden angerichtet worden ist.

Erlogen, erlogen, rief jetzt der frühere Zweifler, ich hab's ja gleich gewußt, daß nichts geschehen sein kann. Sonst hätt' ich gewiß etwas davon erfahren. Ein Pferd ist zusammeng'stürzt, das ist das ganze Unglück, und da macht der Zeitungsschmierer gleich aus einer Fliege einen Elefanten. Lies nur weiter, Lorenz, ich will nun hören, was Alles die „Schwarze“ noch zusammenlügt.

Es sind nur noch zwei Zeilen, erwiderte der Vorleser.

Noch besser, laß die zwei Zeilen hören.

Lorenz schloß seine Vorlesung: Wie man hört, soll sich in der verunglückten Kalesche unter andern Reisenden auch der berühmte Chevalier Saint Germain befunden haben.

Todtenstille.

Die Gäste sahen sich einander an.

Der Italiener mit dem Barte berührte seinen Tischgenossen mit dem Ellbogen, dieser erwiderte das Zeichen mit einem deutungsvollen Blicke.

Nach einer langen Pause, welche die Gäste so zu sa-

gen durch ihr Nachdenken ausgefüllt hatten, sagte der frühere Gegner der schwarzen Zeitung: Ja, wenn der Saint Germain im Wagen gesessen ist, dann ändert sich die Sache, dann ist es leicht möglich, daß etwas Abnormes, wie der Zeitungsschreiber sich ausdrückt, vorgefallen ist.

Das ist richtig, versetzte ein Anderer, der Germain ist ein Schwarzkünstler, ein Hexenmeister, und solchen Leuten ist nichts unmöglich.

Er ist ja sogar von London nach Paris über's Meer geflogen!

Ah, ah! machten die Uebrigen verwundert.

In Paris hat er sein Wohnhaus, weil ihm der Platz, auf dem es gebaut war, nicht gefiel, in der Nacht fortgetragen und hat es der königlichen Residenz gerade gegenüber aufgestellt.

Abermalige Zeichen der Verwunderung.

Da die Details über den Marquis einmal im Zuge waren, so gab natürlich jeder der Anwesenden, der je etwas über ihn erfahren hatte, sein Wissen zum Besten.

Und reich ist der Mensch, reicher als alle Kaiser und Könige zusammen genommen.

Das ist natürlich, er kann Gold machen.

Aber zum Teufel hinein, wo hat er dies Alles erlernt?

Welche Frage! Er ist ja ein Rosenkreuzer.

Und Freimaurer! ergänzte ein Anderer.

Ich hab' mir's gleich gedacht, daß er ein Freimaurer sein muß, denn die sind lauter Zauberer und Schwarzkünstler.

Die beiden Italiener hatten diese Unterhaltung mit außerordentlicher Theilnahme angehört; als sie so weit gediehen war, entstand eine Pause, und der mit der Binde über dem Auge benützte diese, seinem Gefährten in italienischer Sprache zuzuflüstern: Wie gefallen Ihnen diese Aeußerungen?

Sie sind sehr amüsant! lautete die kurze Antwort.

Ich möchte nur wissen, begann jetzt Lorenz wieder, was der Teufelsmensch eigentlich in Wien will?

Ja, wenn man das wüßte! sagte ein Anderer.

Einen Zweck muß sein Hiersein wohl hab'n, meinte ein Dritter, denn um unsere Hatz *) zu sehen, kam er wohl nicht nach Wien.

Ganz recht, versetzte ein Vierter, einen Zweck muß er haben, und zwar einen wichtigen.

Vielleicht geht er gar zum Kaiser. —

Was kümmert sich so ein Geschöpf um den Kaiser. —

Und was sollte er auch bei dem Kaiser machen? —

Ihm regieren helfen? —

Du Narr, das wäre ein sauberes Regiment, wo der Bocksfuß am Ruder sitzt —

Allgemeines Gelächter.

Die beiden Italiener sahen sich an und schmunzelten.

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch durch eine neue Stimme frisch belebt.

In der ersten Stube hatten sich die Gäste nach und nach vermehrt, ohne sich aber um das, was drinnen vorging, weiter zu kümmern.

Man unterhielt sich selbstständig auf eigene Faust.

Nur ein Mann, der in der Nähe der Oeffnung der Glaswand saß, hatte seine ganze Aufmerksamkeit nach Innen gerichtet.

Dieser Mann stak ebenfalls in einem ganz ordinären Gewande, und schien diesem nach ein Taglöhner zu sein.

Wenn man jedoch sein volles, rothes Gesicht mit den etwas starken Augenbrauen, seine fetten, glatten Hände ansah, so mußte man schier in Verwunderung gerathen, wie ein Mann bei schwerer Arbeit sich so wohl zu konserviren vermochte.

Dieser Mann also, nachdem er das Gespräch in der

*) Thierhetze.

innern Stube mit angehört hatte, wo dasselbe glücklich bei der Regierung mit dem Bocksfuße angelangt war, erhob sich von seinem Sitze und trat in die Oeffnung, welche die beiden Stuben mit einander verband.

Kaum hatte der Italiener mit dem Barte ihn bemerkt, so sagte er leise zu seinem Gefährten mit der Binde: Kennen Sie dieses Gesicht?

Dieser faßte jetzt den Angedeuteten in's Auge und entgegnete eben so behutsam: Meiner Treu, ich erinnere mich, ihn schon gesehen zu haben.

Wer ist er?

Er ist einer der Flügeladjutanten des Kardinals! lautete die ironische Antwort.

Der Mann mit den feinen Händen und dem Arbeitergewande war in die Oeffnung getreten und sagte laut, und zwar so laut, daß er die Aufmerksamkeit aller Gäste in beiden Stuben auf sich zog: Wollen Sie wissen, was der Saint Germain in Wien sucht? Ich will's Ihnen sagen!

Der Mann redete in jenem lokalen Jargon, wie er in Wien gang und gäbe ist, und wie er namentlich von den untern Schichten, freilich mit derberen Ausdrücken gespickt, durchgehends gesprochen wird, dieses stand wohl mit seiner Kleidung im vollen Einklang, disharmonirte aber um so mehr mit seinem körperlichen Aeußeren.

Ja, fuhr er mit steigender Stimme fort, ich kann Ihnen den Zweck seines Hierseins mittheilen, ich hab' vor einigen Tagen auf Mariahilf im Palais unseres Fürsten *) im Taglohn gearbeitet, und da hab' ich erfahren, daß der Alte diesen Saint Germain auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers kommen ließ. —

Auf Befehl des Kaisers? riefen erstaunt mehrere Gäste.

So ist es, meine Herren, und wissen Sie, wozu? Damit er ganz Oesterreich protestantisch mache!

*) Darunter wurde der Staatskanzler Fürst Kaunitz allgemein verstanden.

Allgemeine Verwunderung der Gäste.

Der Italiener mit der Binde um die Augen hatte bei den zuletzt gesprochenen Worten eine Bewegung gemacht, als ob er sich vom Sitze erheben wollte, der Andere jedoch hielt ihn zurück, dabei hörte er, wie Jener mit den Zähnen knirschte.

Fassen Sie sich, lispelte er ihm in wälscher Sprache zu, ich amüsire mich köstlich.

Der frühere Vorleser der „schwarzen Zeitung“ unterbrach das eingetretene Staunen mit der Frage: Aber wie soll er das ganze Land auf einmal umwandeln?

Ganz einfach, fuhr Derjenige fort, welcher sich der Gesellschaft zum Belehrer aufgedrungen hatte, in diesem Augenblicke sind die andern Glaubensgenossen schon gesetzlich geduldet, in kurzer Zeit wird man sie in ihren Rechten und Privilegien uns gleichstellen.

Das ist nicht möglich! riefen einige Stimmen.

Warum denn nicht? fragten Andere, sie sind ja ebenfalls Oesterreicher, wie wir.

Ja, schrie der zweideutige Arbeiter, Oesterreicher sind sie, aber was für Oesterreicher? Ungläubige, und Ungläubige sollen nicht dieselben Rechte haben wie Gläubige; da schauen Sie nur hin in die Türkei, wie die Christen gehaßt und verfolgt werden, und warum? weil der Koran der herrschende Glaube ist! Bei uns ist es aber die katholische Kirche, das heißt, sie war es, jetzt ist sie es freilich nicht mehr, und bald werden die Andern ihr gleichgestellt sein, dann in kurzer Zeit darauf werden sie sich über sie erheben, um sie zu Boden zu drücken.

Ah! riefen Mehrere, das geht nicht so leicht.

Ob leicht oder schwer, lautete die Antwort, es wird gehen, dafür ließ man den Saint Germain, den Schwarzkünstler kommen. Er wird die Menschheit bethören, blenden, verderben, er wird das Volk an neue Wunder glauben machen, und die alten profanisiren. Wer dann nicht

gutwillig Protestant wird, der wird seines Eigenthums beraubt, wird eingekerkert, wird verbrannt, wird gefoltert.

Lorenz unterbrach den Redner, indem er rief: Warum nicht gar! die Folter ist ja abgeschafft.

Wird wieder eingeführt! versetzte der Frühere.

Das geschieht nicht, schrie jetzt eine Stimme aus der ersten Stube, wer hat denn die Folter abgeschafft? Kaiser Josef! Und wer sollte sie nach den Reden dieses Mannes wieder einführen? Abermals Kaiser Josef? das ist nicht möglich! Ein Fürst, der keine Unterthanen, sondern nur Bürger haben will, ein Fürst, der die Menschen liebt, wie keiner vor ihm, ein solcher Fürst kann die Menschen nicht foltern lassen!

Aller Augen waren auf den Sprecher gerichtet.

Viele, die ihn von ihren Sitzen aus nicht wahrnehmen konnten, hatten sich erhoben, um ihn zu schauen.

Der Sprecher zeigte eine fast kolossale Gestalt.

Sein Antlitz war todtenbleich, sein Haar silberweiß, das hohe Alter machte ihn bei jeder Bewegung erzittern. Einen unheimlichen, fast gespenstischen Charakter erhielt das greise, blasse Antlitz durch die geschlossenen Augenlider, welche, tief in die Höhlen gedrückt, jede Spur eines Augapfels verdeckten.

Der Greis war stockblind.

Wer ist denn dieser Mann? fragten sich leise mehrere Gäste.

Niemand wußte Auskunft zu ertheilen.

Der frühere Wortführer, sowohl über die Unterbrechung, als auch über den Widerspruch ärgerlich geworden, sah den Blinden mit zürnenden Blicken an, und rief dann: Ei, mein lieber Alter, was wißt Ihr von der bösen Zeit, Ihr, der in der guten alten Zeit jung gewesen, der aber die neue nicht einmal schauen kann.

In der guten alten? rief höhnisch der Blinde mit seiner starken Stimme, die mehr einem Manne in den kräf-

tigsten Jahren geziemt hätte, in der guten alten, sagst du? Fluch ihr, Fluch ihr, die mich unglücklich, die mich elend, die mich blind gemacht. Ja, ich habe diese Zeit der Willkür und Ungerechtigkeit miterlebt. Oh, ich weiß viel von ihr zu erzählen, aber ich will stumm sein, nicht als ob ich müßte, nein, weil ich will. Ja, ich bin damals jung gewesen, was aber nützten mir die schönsten, die kräftigsten Jahre meines Lebens, wenn man mich blind gemacht! Du hast recht, ich kann die neue Zeit nicht schauen, aber ich fühle sie. Mein freudig bewegtes Herz ruft es mir in seinen lauten Schlägen zu: Sie ist herangebrochen! — Und daß sie heranbrach, wem verdanken wir's sonst als ihm, den du geschmäht, ihm, den der Allmächtige zum Herrscher über uns eingesetzt, und den die Welt Josef den Zweiten nennt? Ja, ihm allein verdanken wir's, und darum ist es auch unsere Pflicht zum Himmel zu beten, damit er ihn stärke und siegen lasse in dem Kampf mit den Bösen. Gott segne den Kaiser!

Er schwieg.

Unwillkürlich, gleichsam hingerissen von den Worten des Blinden, wiederholten die Gäste: „Gott segne den Kaiser!"

Der frühere Wortführer ließ während der letzten Rede sein Auge ohne Unterlaß forschend auf dem Greise ruhen. Je länger dies geschah, desto stechender wurde sein Blick, desto unsicherer wurde seine Haltung. Er wartete mit Ungeduld den Schluß seiner Rede ab, um ihm zuzurufen: Sprecht nicht von Dingen, die Ihr nicht versteht, nicht verstehen könnt.

Ich verstehe die Dinge nicht, rief jetzt der Blinde mit einem gellenden Hohngelächter, welches mit Allmacht durch die Stuben drang und die Anwesenden erschütterte, oh, oh, ich verstehe sie nicht? Wo bist du, Mann der Allwissenheit — er tappte auf den Andern zu — wo bist du, hochgelahrter Mann, kram aus dein bischen Verstand, damit ich doch er-

fahre, wie viele Schulen du durchgelaufen, laß hören, was du weißt, der —

In diesem Augenblicke hatte der blinde Mann den Andern erreicht, und seine Hand gefaßt.

Der alte Martin ist neugierig —

Diese Worte waren kaum gesprochen, so stieß der Andere einen Schrei aus, und entriß seine Hand dem Blinden.

Die Gesellschaft fuhr von den Tischen.

Der Greis taumelte einige Schritte zurück.

Der Andere faßte sich augenblicklich, und rief mit dumpfer Stimme: Laß' mich, ich habe nicht den Willen und die Zeit Blinde aufzuklären!

Nach diesen Worten stürzte er mit hastigen Schritten aus der Stube.

Der Greis hatte seine Besonnenheit wieder erlangt, und tappte vorwärts.

Wo ist der Mann, rief er mit gepreßter Stimme, wo ist er?

Er ist bereits fort! lautete die Antwort.

Fort, schrie er auf, fort, und wieder fort! Oh! Oh! —

Er sank zu Boden.

Allgemeine Verwirrung.

Der Italiener mit dem Barte flüsterte seinem Gefährten einige Worte zu.

Dieser eilte zu dem Wirthe und sprach einige Augenblicke mit ihm.

Hierauf wurde der Blinde in das obere Geschoß des Hauses gebracht.

Ein Knabe, sein Führer, folgte ihm. . . . . . .

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Einige Minuten später finden wir die beiden Italiener auf dem Wege über das Glacis gegen die Stadt zu.

Beide gingen schweigend nebeneinander und hingen ihren Gedanken nach.

Nach einer Weile begann der mit dem Barte: Nun, wie gefallen Ihnen die Erfahrungen des heutigen Abends.

Ich bin überrascht.

Ueberrascht? Wovon? Haben Sie vielleicht etwas Anderes erwartet? Der Kardinal ist sehr thätig, man darf ihn nicht ungehindert operiren lassen. So wie ich diese Partei kenne, wird die Residenz nächstens von ihrer Seite eine Aufklärung über die Anwesenheit Saint Germains erhalten, und zwar in jenem Sinne, wie sich der Agent des Kardinals bereits vernehmen ließ. Dem muß vorgebeugt werden. Sie haben mich wohl verstanden?

Vollkommen!

Die Gegner, fuhr der Andere fort, werden ohne Zweifel im Wege der Presse ihre Lügen zu verbreiten suchen, wir müssen trachten, ihnen zuvor zu kommen.

Es soll geschehen.

Hierauf trat Schweigen ein.

Beide gingen wieder stillschweigend neben einander.

Der Italiener mit dem Bart gestikulirte heftig mit den Händen. Sein Mienenspiel verbarg die Nacht.

Der Gang wurde rascher.

Nach einer Weile fragte der Bärtige wieder: Haben Sie meine Anordnungen in Betreff des Blinden vollzogen?

Ja, Euer Maje —

Bst! rief der Andere, wir sind noch auf freier Straße.

Beiden schritten gegen die kaiserliche Burg.

Fünftes Kapitel.

Erste Liebe. Der Krebsenzähler und sein neuer Zimmerherr.

Was gibt es noch Wonnigeres im Leben als die erste Liebe?

Nennt mir was Ihr wollt, Ihr werdet nichts finden, es gibt nichts Hehres, nichts Beseligenderes, nichts Entzückenderes als die erste Liebe!

Im Frühlinge des Lebens blüht sie auf wie eine Blume, ihr Odem durchweht uns wie der Odem einer Blume, aber die Blume welkt, ihre Blätter werden spurlos verweht, während die erste Liebe in jedem Herzen das zarte Echo einer wonnigen Zeit zurückläßt, und der Greis mit schneeigem Scheitel denkt noch mit Entzücken des ersten Händedruckes, des ersten Liebesblickes, den er von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit empfangen, und ruft dabei: O, das waren selige Tage!

Erste Liebe!

Warum erste Liebe? Kann es eine zweite geben?

Kann man nach der ersten Liebe noch einmal lieben? — Verdient das Gefühl, das man nach der ersten Liebe empfindet, auch noch den Namen: „Liebe?"

O nein, man liebt nur einmal, und Alles, was später kommt, nennt es Wohlwollen, Sinnenlust, Gewohnheit, Freundschaft, Trieb zur Geselligkeit, kurz nennt es wie es Euch beliebt, nur Liebe nicht, denn glaubt es mir, man liebt im Leben nur einmal, und nicht wieder, so wie man nur an einem Glauben hangen, nur einen Gott anbeten kann.

Und eben deßhalb, weil man im Leben nur einmal wahrhaft lieben, weil man dieses unnennbare Gefühl mit

seinen Wonnen nur einmal empfinden kann, eben deßhalb ist es so bezaubernd, bewältigend, allmächtig! Es gibt Blumen, die von Monat zu Monat Blüthen tragen, andere von Jahr zu Jahr, die Aloe blüht einmal im Jahrhundert und dann nicht wieder.

Dort sitzen sie beisammen.

Ein altes Mütterchen geht ab und zu.

Das Liebespärchen läßt sich nicht stören, es ist in dieser bürgerlichen Stube so still und traulich, und die jungen Leute plaudern mit einander, und thun oft so wichtig, als ob das Heil der Welt von ihrer Unterhaltung abhinge.

Das Mädchen ist kaum sechzehn Jahre alt.

Du lieber Himmel! So jung und schon verliebt! Und wie verliebt!

Das muß von der Luft kommen, von der berühmten Wiener-Luft, wo Liebe und Gemüthlichkeit so gut gedeihen.

Und wie schön die Jungfrau ist!

Wahrhaftig, sie ist von tausend Reizen weiblicher Anmuth übergossen, und von dem Glorienkranz der Jugend und Unschuld gekrönt.

Eine niedliche Gestalt, in der Hüfte zum umspannen, und dabei doch von einer Fülle, deren Vorhandensein bei dieser idealen Hülle ordentlich überrascht.

Das Antlitz ist länglich, etwas blaß gefärbt, mit zwei seelenvollen Augen, deren Blau an Gluth und Tiefe mit jedem südlichen Himmel wetteifert. Und das Haar! Blond und weich, ist es ein Schatz, der das kleine Köpfchen bereichert.

Das Mädchen ist einfach bürgerlich gekleidet. Wozu bedürfte es auch bei dieser Anmuth des Flitters, ein einziges Lächeln von diesen Lippen, und Sammt und Seide, Gold und Silber sind vergessen.

Der junge Mann, eine hochgeschossene schlanke Figur,

beweglich, feurig, mit einem Kopfe, den die Frauenwelt interessant zu nennen pflegt, hat eben seinen rechten Arm um das Mädchen geschlungen, und Beide, indem sie sich wechselseitig anschauen, geben sich Mühe, die ernsthaftesten Mienen von der Welt zu zeigen, dabei bemerkte man an den Mundwinkeln ein leises Zucken, hinter welchem, so wie der Schelm hinterm Busch, das Lächeln sich verborgen hält.

Sehen Sie mich nur an, sprach jetzt das Mädchen, so lange und so ernst es Ihnen beliebt, ich werde doch nicht lachen.

Und ich ebenfalls nicht, antwortete er.

Beide bestrebten sich noch ernsthafter zu scheinen, vermochten sich jedoch nicht mehr zu bezwingen und brachen zugleich in ein schallendes Gelächter aus. Er zog das Mädchen an sich, und deckte es mit Küssen.

Ruhig, Albin, sagte sie, dem Scheine nach die Liebkosungen abwehrend, Sie müssen gelassen bleiben, mich nicht quälen, sonst werde ich mich gezwungen sehen, bei ihrem Mütterchen Klage zu führen.

Quäle ich Sie mit meinen Küssen? fragte er spitz.

Die Jungfrau sah ihn schelmisch an und sagte, augenscheinlich um ihn zu reizen: Ja, Sie quälen mich!

Nun denn, rief er, den Erzürnten spielend, so mögen diese Qualen vertausendfacht über Sie kommen, damit Ihnen diese Erde zur Hölle werde!

Damit zog er die Jungfrau wieder an sich, und trotz Sträuben und Wehren küßte er sie oft und rasch hintereinander, bis sie sich aus seinen Armen wand, und der eben eingetretenen Matrone entgegen lief.

Ach, Mütterchen, klagte sie, helfen Sie mir doch, Albin ist heute muthwillig und ausgelassen, wie noch nie.

Mein Sohn muthwillig, erwiderte die Alte, ja, das will ich glauben; aber ausgelassen, meine liebe Jungfer, ausgelassen ist er nicht. Ich habe ihn in Zucht und Sitte erzogen.

Schöne Sitte das, antwortete das Mädchen, komisch schmollend, mich ohne Unterlaß zu küssen.

Ei du lieber Gott, versetzte die Alte, das ist Ihre Schuld, warum haben Sie ihn so verrückt gemacht.

Der junge Mann lachte und rief: Hören Sie, Louise, jetzt haben Sie den Spruch vernommen.

Ja, erwiderte die Jungfrau, Mütterchen hält zu Ihnen, weil Sie Ihre Mutter ist. Hätte ich eine Mutter, sie würde auf meiner Seite stehen, aber ich habe weder Mutter noch Vater, ich bin eine arme Waise, die fremder Leute Brot ißt.

Louise, rief Albin, indem er auf sie zueilte und ihre Hand faßte, schon wieder diese trüben Gedanken.

Verzeihen Sie, aber sie überkommen mich unverhofft, und ich kann mich ihrer nicht erwehren.

Die muntere Laune war versiegt, der Ernst des Lebens nahm die Stelle des Muthwillens ein. Die Witwe ließ sich am Fenster nieder, die Liebenden nahmen ihre früheren Plätze ein.

Ach, Louise, klagte Albin, warum haben Sie die Heiterkeit für heute verscheucht. —

Auch der Ernst fordert seine Rechte, nur der Leichtsinn ist immer heiter. Hören Sie mich an, Albin, und rathen Sie mir. Ich soll das Haus meiner Pflegeeltern verlassen.

Wie? riefen Albin und seine Mutter erstaunt.

Ich soll, wie mir Jungfrau Regina sagt, bei einer Dame die Stelle einer Kammermamsell erhalten —

Sie sollen also Wien verlassen?

Bewahre; die Dame ist und bleibt in Wien.

Der junge Mann athmete leichter auf.

Und warum so plötzlich? fragte die Matrone.

Es kam nicht plötzlich, Mutter Dorothea, antwortete Louise, ich habe Albin oft geklagt, wie viel ich von Jungfrau Regina zu leiden habe, und wie ich mich nur durch die Güte und Menschenfreundlichkeit des Herrn Sebaldus bisher zurückgehalten fühlte. Ist es Neid oder Mißgunst,

ich weiß es nicht, aber gewiß ist, daß Regina mir die Zufluchtsstätte in dem Hause ihres Bruders verleidet, und daß sie mich gerne aus demselben entfernt wissen möchte.

Und Herr Sebaldus? fragte Albin.

Oh, er ist gut und freundlich, er liebt mich wie sein Kind, und lebt meinethalben mit der Schwester in Hader und Zank; aber soll ich die Geschwister durch meine Schuld trennen? Bin ich im Grunde nicht doch eine Fremde, die kein Recht hat in einem Hause Wohlthaten zu empfangen, durch die sich Jemand, der dazu berechtigt ist, verkürzt glaubt und durch die er in der That auch verkürzt wird? Ich habe also schon oft daran gedacht, das Haus meiner Pflegeeltern zu verlassen, allein ich wollte einerseits Herrn Sebaldus nicht wehe thun, und andererseits keinen Unfrieden im Hause stiften. Aber jetzt, da Jungfrau Regina mir, und zwar in der wohlmeinendsten Absicht, den Antrag machte, das Haus zu verlassen, jetzt glaube ich es an der Zeit, es auch zu thun, umsomehr da die Gründe, welche Regina angibt, dafür sprechen. Ich bin erwachsen, in dem einfachen Hause meiner Pflegeeltern habe ich wenig gelernt und nichts erfahren, es ist nothwendig, daß ich in ein Haus komme, wo mir dazu Gelegenheit geboten ist.

Und Herr Sebaldus, was hat er dazu gesagt?

Regina wird ihm die Angelegenheit erst auseinandersetzen und ich soll sie bei ihrem Bruder unterstützen; denn ohne mein ausdrückliches Verlangen würde er nie in meine Entfernung aus seinem Hause willigen. Bevor ich aber den Schritt thue, hielt ich es für meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, um auch Ihre Meinung zu erfahren.

Frau Dorothea und Albin begannen nun mit Louise zu erwägen, und da die Jungfrau in Wien bleiben sollte, und es in der That für nützlich befunden wurde, daß sie in einem größern Hause einige Zeit zubringe, so wurde beschlossen, daß sie den Antrag annehme, jedoch unter der

Bedingung, daß Louisen's Jugend in der neuen Umgebung keine Gefahr laufe.

Hätte ich es doch nimmer geglaubt, daß auch in unserem Kreise eine Veränderung sobald stattfinden werde, sagte Albin traurig.

So Gott will, antwortete die Jungfrau, soll sie zum Guten führen.

Albin zog ihre Hand an seine Lippen, drückte einen Kuß darauf und sagte: Der Herr hat die Guten noch immer beschützt, darum, mein theures Mädchen, bleiben Sie gut und brav, und er wird auch Sie nicht verlassen.

Sie werden mir immer nahe sein, Albin, Sie sollen sich überzeugen, daß ich Ihrer Liebe immer würdig bleiben werde.

Daran habe ich nie gezweifelt, möge der Himmel uns das höchste Glück auf dieser Erde finden lassen.

Ich habe es gefunden, lispelte Louise, es ist Ihre Liebe.

Sie umarmte ihn stürmisch, und Albin fühlte die Gluth ihrer Küsse auf seinen Lippen brennen . . . . . .
— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage, nachdem diese Scene in einem Hause am „Platzl" unweit der großen Kapuzinergasse stattfand, hatte Louise ihre Pflegeeltern verlassen.

Durch Einwirkung des ehrwürdigen Herrn Leonhard auf Jungfrau Regina und durch Vermittlung der Letztern bei Sebaldus war der versprochene neue Miethmann eingezogen.

Es war der uns wohlbekannte Hans Steiger.

Der gute Neustädter war seit seinem nächtlichen Abenteuer im „wilden Mann" sehr übel gelaunt. Nachdem er seine reizende Nachbarin einige Tage vergebens gesucht, wurde er von Herrn Dienstag überrascht, der ihm ein sehr angenehmes Privatlogis empfahl.

Hans zeigte sich bereitwillig, denn er war froh, aus der Wohnung fortzukommen, wo er jeden Augenblick an die verschwundene Schöne erinnert wurde, die, ob auf seine Sinne oder auf sein Herz, wer vermöchte dies noch jetzt zu bestimmen? — einen so tiefen Eindruck hervorgebracht hatte.

Hans begab sich also mit Herrn Dienstag zu seiner künftigen Quartierfrau, wurde mit Regina bald einig und bezog, da mittlerweile auch sein Gepäck nachgekommen war, die Stube, welche die Schwester des Krebsenzählers eigends für ihn herrichtete.

Was Sebaldus betraf, so litt er unter allen Betroffenen bei diesem Wechsel am meisten.

Wie wir bereits erwähnt haben, hing er an Louise mit einer echt väterlichen Zuneigung.

Vieljährige Gewohnheit hatte ihn so an das Mädchen gefesselt, daß er selbst für sein eigen Kind, wenn er nämlich eines besessen hätte, nicht wärmer hätte empfinden können.

Was Regina in ihrer Unterredung mit dem ehrwürdigen Herrn Leonhard vorausgesehen, war eingetroffen.

Sebaldus hätte um keinen Preis in die Entfernung Louisen's gewilligt, wenn nicht der gute Rath des Hausfreundes befolgt und die Jungfrau selbst ihren Pflegevater dazu vermocht hätte.

Als sich der Krebsenzähler so in's Gedränge gebracht sah und zwischen zwei Kreuzfeuern mitten drinnen steckte, war er nimmer im Stande seinen Willen zu behaupten, und rief: Nun denn in Gottes Namen, so geschehe, was Ihr begehrt, aber ich sage es Euch in Vorhinein, ich werde ein wachsames Auge auf Louise haben, und wenn trotzdem ein Unglück geschieht, dann, Regina, werde ich dich zur Rechenschaft ziehen.

Bei dieser Drohung wurde es der alten Jungfer freilich etwas beklommen, aber sie gedachte ihres ehrwürdigen

Freundes, der ihr noch jederzeit mit gutem Rathe beigestanden, und war überzeugt, daß er sie auch dann nicht ohne Hilfe lassen werde.

Kaum aber war Louise einige Tage fort, so bereute Sebaldus sein gegebenes Versprechen, er vermißte seinen Liebling an allen Ecken und Enden, seine Wohnung schien ihm einsamer geworden, er sah sich gezwungen, mehr wie früher mit seiner Schwester zu verkehren.

Regina, um den Bruder die Abwesenheit Louisen's nicht vermissen zu lassen, hing sich mit einer auffallenden Zudringlichkeit an ihn, sie war mehr als sanftmüthig, mehr als zuvorkommend.

Sebaldus erkannte natürlich den Grund dieser Engelhaftigkeit, und fühlte sich noch mehr als früher von ihr abgestoßen, denn nun war es ihm klar, daß sie den Anstoß zu Louisen's Entfernung gegeben hatte.

Mit Hans Steiger verkehrte der Krebsenzähler Anfangs wenig; als er jedoch eines Abends mit ihm zusammen traf, und ihn näher kennen lernte, fing ihm der junge Mann zu gefallen an, und er freute sich, wenigstens Ein menschlich Wesen in der Nähe zu haben, mit dem er manchmal auf echt wienerische Weise einen „Plauderer“ halten und einen vergnügten Abend zubringen konnte.

Die beiden Männer trafen von nun an öfter zusammen, gingen auch oft mit einander aus und waren auf dem besten Wege, gute Freunde zu werden.

Herr Dienstag, seitdem er den Neustädter bei Regina eingeführt, hatte sich nicht mehr sehen lassen, und Hans, da er in Sebaldus Ersatz fand, kümmerte sich auch wenig um ihn. Desto öfter erschien aber Herr Leonhard bei Jungfrau Regina, und so oft er kam, waren die Männer nicht zu Hause, ein Zufall, der sich wöchentlich einige Male wiederholte.

An einem Sonntage, es war der zweite, den Hans in seiner neuen Wohnung zubrachte, kam Sebaldus auf seine

Stube und sagte zu ihm: Herr Steiger, den heutigen Nachmittag wollen wir auf eine fidele Weise zubringen.

Ich bin neugierig, Ihren Vorschlag zu hören.

Wir gehen heute in die Hatz. —

In die Hatz?

Nun ja, in die Thierhetz. Waren Sie schon einmal dort?

Noch nicht.

Haben Sie auch noch nichts gehört von diesem Schauspiel?

O ja, ich hörte schon viel davon erzählen, aber ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, es zu sehen.

O! sagte der Krebsenzähler mit sichtbarem Wohlbehagen, da müssen Sie um so mehr hingehen, Sie werden sich vortrefflich unterhalten.

Hans war natürlich einverstanden.

Sebaldus zog ihn an sich und wisperte ihm in's Ohr: Meine Schwester braucht aber nicht zu wissen, daß wir in die Hatz gehen.

Und warum nicht?

Weil ich sie sonst mitnehmen müßte, was mir sehr unangenehm wäre.

Unangenehm?

Ja, ich mache Ihnen kein Hehl d'raus, ich harmonire mit Regina nicht am Besten, und wäre sie nicht meine leibliche Schwester, ich hätte sie schon längst aus dem Hause expedirt, aber so kann ich nicht. Uebrigens müssen Sie nicht glauben, daß ich unter dem Pantoffel steh', ich bin Herr im Hause, vermeide jedoch gern jede Gelegenheit zu Zwist und Zank, weil ich meine Autorität wegen Kleinigkeiten nicht abnützen will.

Hans Steiger gab seinem Miethherrn vollkommen recht.

Um welche Zeit, fragte er, verlassen wir das Haus?

Um zwei Uhr.

So zeitlich schon?

Ist es Ihnen vielleicht zu früh?

Ja wohl, denn ich esse in der Stadt zu Mittag; müßte also den weiten Weg heraus machen, um Sie abzuholen.

Sebaldus sann ein wenig nach, hierauf fragte er: Wo essen Sie zu Mittag?

Beim Lothringer *) auf dem Kohlmarkt.

Gut, sagte der Krebsenzähler, so will ich Ihnen den Weg ersparen; ich hole Sie von dort ab, und wir gehen dann mit einander hinaus.

Hans war jetzt vollkommen einverstanden und Sebaldus begab sich auf sein Zimmer.

Als der Neustädter allein war, sagte er zu sich: Ich forsche jetzt schon wochenlang, um meine Nachbarin vom wilden Mann zu finden, es ist mir bisher nicht gelungen. Vielleicht bekomme ich sie heute in der Thierhetze zu Gesicht.

Sechstes Kapitel.

In der Thierhetze.

Das war halt ein Kapitalschauspiel für die guten Wiener — die Thierhetze!

Schade, daß sie nur an Sonn- und Feiertagen, und auch da nur vom Frühjahre bis zum Winter stattfand.

Die armen Thiere!

So oft die Christenheit einen Festtag hatte, wurden sie zum Ergötzen der Menschen gegen einander gehetzt und gemartert.

---

*) Ein Gasthaus, das bei der Vermälung Theresia's mit Franz I. diesen Namen annahm und heute noch besteht.

Schon am Vormittage konnte man das Volk gruppenweise an den Straßenecken stehen sehen, um die Anschlagzettel, mit welchen der k. k. Hetzpächter die nachmittägige Vorstellung annoncirte, zu lesen.

Da prangte denn obenan auf dem Zettel der große kaiserliche Adler mit der Unterschrift: „Sup umbra alarum Tuarum“, hierauf kam die Nachricht, daß in dem k. k. priv. Hetzamphitheater unter einer wohlbesetzten türkischen Musik eine sehr große Hetze stattfinden werde.

Die Wiener lasen dann die Titel der einzelnen Hetzscenen, welche meistens spitzig und witzig verfaßt waren, und je nach ihrem Inhalte mehr oder weniger Publikum anzogen.

Schon um die zweite Nachmittagsstunde konnte man die Menschenströmung gegen die Thierhetze zu wahrnehmen; das Glacis zwischen dem Stuben- und Mauththore überdeckte sich mit Fußgängern, welche sich alle gegen die „Weißgärber“ zu bewegten, einer Vorstadt, die östlich diesseits der Donau und jenseits der Wien liegt.

Das Hetzhaus lag am Fuße des Glacis und war von Holz aufgeführt.

Der Form nach war es oval, ziemlich hoch, und hatte nach Innen zu drei Reihen über einander gebauter Gallerien und Bogen, welche für das Publikum bestimmt waren. Das Erdgeschoß bestand aus lauter kleinen Kämmerchen, in denen die wilden Thiere eingeschlossen blieben, deren Entkommen durch ein herabgelassenes Fallgitter vorgebeugt war.

Sämmtliche Kämmerchen mündeten in jenen großen ebenen Platz, der, von dem Hetzhause eingerahmt, die eigentliche Bühne bildete und jederzeit mit Sand bestreut war. Aus der Mitte dieses Platzes erhob sich ein riesiger hölzerner Steigbaum, welcher über den Cirkus hinaus in die freie Luft ragte, und auf dessen Spitze eine schwarzgelbe Fahne lustig flatterte.

Den Haupteingang in diesen Cirkus bildeten ein gemauertes Portale und zwei kleinere Seitenthüren, ober wel-

chen sich eine Art von Balkon befand, den die Musikkapelle einnahm.

Dicht vor dem Hatzhause, natürlich auf dem Glacis, befand sich ein durch verschiedene Geländer eingeschlossener großer Platz, welcher der Ochsenstand hieß. In diesen wurden damals so wie heut zu Tage in dem gleichnamigen Orte vor der St. Marxerlinie — die aus Ungarn ankommenden Ochsen getrieben und zum Verkaufe ausgestellt. Wenn nun die Metzger ihre hier gekauften Ochsen zu sondiren begannen, um sie wegzuführen, so pflegten die großhörnigen Fremdlinge allerlei tolle Sprünge zu machen, zu welchen sie durch die zu diesem Gratis-Schauspiele, das man damals die Ochsertheilung nannte, eigens herbeigeströmten Wiener besonders aufgemuntert wurden, indem das verehrungswürdige Publikum durch Schreien, Toben, Miauen, Pfeifen, also durch eine Art von Katzenmusik die Pußtahelden scheu zu machen wußte, ein Beweis, daß die Katzenmusiken schon damals gang und gäbe, und nicht wohl gelitten waren.

Da nun diese Ochsentheilung, ein zahmes Seitenstück zur Thierhetz, meistens am Freitag stattfand, so macht ein gleichzeitiger Dichter folgende scherzhafte Wocheneintheilung seiner Vergnügungen bekannt:

„Des Sonntags weid' ich mich an unsern schönen Hetzen,
Am Montag muß mich Kasperle ergötzen,
Am Dienstag lad' mich's deutsche Schauspiel ein,
Am Mittwoch trag ich nur mein Ohr hinein,
Zeigt sich am Donnerstag nicht Stuwer's Kunst,
So gibt es wenigstens doch eine Feuersbrunst.
Am Freitag kann ich früh die Ochsentheilung seh'n,
Die wechsel ich Abends dann mit Assembleen.
Nur Samstag, ach, ist meine Lust erschöpft,
Seitdem man nicht mehr rädert, hängt und köpft."

Doch zurück zur Thierhetze.

Schon vor dem Beginn des Spektakels ertönte vom Balkone herab die Musik, weithin über das Glacis erdröh-

nend, um auf diese Weise die schaulustige Bevölkerung gleichsam aus der Ferne herbeizulocken.

Für das im Cirkus bereits versammelte Publikum blieb aber dieser musikalische Genuß nicht ungetrübt.

Schon beim Eintritt in das Haus schlug Jedem ein fürchterlicher Gestank in die Nase, der von unten aus den Thier-Kammern herauf drang und theils von ihren Ausdünstungen, theils aber von den Aesern herrührte, mit welchen die mißhandelten Schauspieler dieses Theaters gefüttert wurden.

So wie dieser widerliche Geruch in die Nase, so drang ein fürchterlicher Lärm in's Ohr, gemischt von Brüllen, Heulen, Stöhnen, Bellen, und dazwischen das unbändige Geschrei der Hetzmeister!

Dieser Höllen-Lärm war um so unheimlicher, da er aus den Kammern hohl heraufklang, und seine Erzeuger nicht wahrgenommen werden konnten, denn der eigentliche Hetzplatz, ist bisher mit Ausnahme eines Affen, der am Steigbaume befestigt war, und seine Sprünge produzirte, ganz leer.

Der Zuschauerraum ist mit Kindern, Männern, Frauen, mit Herren und Damen gefüllt.

Staunen Sie nicht, verehrte Leser, wenn wir auch von Herren und Damen bei diesem für unsere Zeit und unsere Fühlweise abscheulichen Schauspiele sprechen.

Sehen Sie vor dem Hetzgebäude um sich, und Sie werden Equipagen, Phaetons, Fiaker, Sänften und Einspänner erblicken.

Betreßte Diener, Heiduken, Mohren und Husaren harren draußen ihrer Herrschaften, die sich als Zuschauer in der Hetze befinden.

Wer sollte auch sonst die vielen Logen einnehmen, deren eine 4 Gulden 20 Kreuzer kostete, oder auch die Gallerie Noble, wo die Person einen Gulden 20 Kreuzer bezahlen mußte?

Das waren für die damalige Zeit sehr hohe Preise, höher sogar als im Nationaltheater!

Diesen stolzen Namen hatte nämlich Kaiser Josef dem Burgtheater gegeben; er wurde jedoch später bei Seite geschoben, und erst im Frühjahre 1848 wieder hervorgesucht, um als „Hof- und National-Theater" neu aufzuleben.

Unter den Zuschauern des Cirkus befinden sich auch unsere beiden Bekannten aus der großen Kapuzinergasse, Herr Sebaldus Rothlauf und Herr Hans Steiger.

Sie sitzen im ersten Stock; denn sie hatten wohlgemuth jeder seine 40 Kreuzer niedergelegt, um das Schauspiel bequem mitansehen zu können.

Hans Steiger, an den Wildpretgeruch dieses Lokals nicht gewöhnt, war sehr sparsam mit dem Einathmen und hielt sich zeitweise sein Sacktuch vor die Nase.

Der Krebsenzähler bat ihn jedoch, keine auffallende Empfindlichkeit zu verrathen, damit er nicht von einem vorwitzigen Jungen auf der Gallerie bemerkt und durch boshafte Bemerkungen dem allgemeinen Spotte preisgegeben werde.

Das Schauspiel nahm seinen Anfang.

Wir ersuchen unsere Leser, namentlich jene Philantropen, welche den lobenswerthen Vereinen gegen die Thierquälerei angehören, die nachfolgenden Seiten entweder zu überschlagen, oder sich auf Scenen gefaßt zu machen, die ihr Gemüth auf's Heftigste aufregen werden.

Das Schauspiel der Thierhetze reiht sich jenen barbarischen Volksbelustigungen an, bei denen man nicht begreifen kann, wie sie bei einer so gutmüthigen Population, wie die Wiener ist, zu solcher Beliebtheit gelangen und sich so lange erhalten konnte.

Eben so unerklärlich ist es, wie ein so grausames Schauspiel auch bei der noblen Welt, ja sogar bei Damen der höheren Gesellschaft Anklang finden konnte.

Freilich, wenn man bedenkt, daß damals die Zeit der Folter und der Scheiterhaufen kaum vorüber war, daß die Gemüther durch die auf einander folgenden Kriege abgehärtet und gestählt waren, daß die Leibeigenschaft an der Tagesordnung, daß man mithin wenig barmherzig mit Menschen, und weniger mitleidig mit Thieren war; wenn man dies Alles erwägt, dann wird man die Beliebtheit dieser Gattung von Schauspiel, wenn auch nicht natürlich, so doch erklärbar finden.

Was übrigens die Damen- und Frauenwelt anbelangt, so weisen wir darauf hin, wie selbst in unsern Tagen das zarte Geschlecht bei Hinrichtungen und andern öffentlichen Justizaktionen sich zahlreicher als die andere Hälfte betheiliget, wahrscheinlich, weil es für eine zarte Frau äußerst interessant sein mag, einen armen Sünder hängen zu sehen, um hinterdrein in Ohnmacht fallen zu können.

Zum Ruhme Kaiser Josef's sei es gesagt, daß er, ein Feind der Thierhetze, dieses Sitten verderbende Schauspiel niemals besuchte, und es vielleicht nur duldete, weil die Pachtsumme, die für das Privilegium entrichtet wurde, dem „Armen-Leute-Fond“ zu gute kam.

Freilich ein dünner Schleier zur Verhüllung eines die Menschheit entehrenden Schauspiels.

Doch nun auf den Hetzplatz.

Die Musik hat vorgespielt.

Ein Mann, groß, stark, muskulös, tritt in die Mitte des Cirkus.

Er trägt ein enges Beinkleid und eine ebenfalls knapp anliegende Jacke. Beide sind von gelbem Leder.

Um die Hüften schlingt sich ein schwarzer Gürtel, in welchem ein Hirschfänger steckt. Der Gürtel ist mit einem glänzenden metallenen Schild geziert.

Unter der Jacke steckt in der Gegend der Brust ein Dolch, dessen Griff aus Hirschhorn sichtbar ist.

Auf dem Kopfe sitzt dem Manne ein Helm von schwarzem Leder, geziert mit rothen Federn.

In seiner rechten Hand trägt er eine Peitsche, deren Stiel eben so kurz ist, als die Schnur lang.

Dieser Mann ist der Hetzmeister!

Nach seinem Auftreten grüßt er das Publikum auf eine militärische Weise, durchpfeift mit der Peitsche die Luft, ein Knall durchgellt den Cirkus, und die Musik verstummt.

Ein zweiter Peitschenknall erdröhnt.

Die Fallthüre einer Kammer wird aufgezogen.

Was wird zuerst kommen? fragte Hans Steiger seinen Miethherrn.

Sebaldus, welcher einen Hetzzettel hatte, las leise: Ein frischer Bär, der zu Allem den Kopf schüttelt, soll zu einem billigen Jawort gezwungen werden, und sollte er hartnäckig sein, so wird man ihn beim Ohr ertappen.

Im ganzen Zuschauerraume herrschte Todtenstille.

Trotz der geöffneten Kammer wollte der angekündigte Bär dieselbe nicht verlassen.

Das arme Thier, durch die früheren Hetzen gewarnt, wußte, was seiner harrte, und wollte nicht aus dem sichern Verließ.

Da erschienen drei Knechte mit einen riesigen Hebebaum, und begannen in den dunkeln Raum hinein auf das Thier zu stoßen.

Ein fürchterliches Brummen und Gurgeln ließ sich vernehmen.

Der Bär vermochte den Stößen nicht auszuweichen, und biß vor Schmerz in den Baum so grimmig, daß ihn die Hetzknechte sammt dem Baume herauszogen.

Hinter ihm schloß sich das Fallgitter.

Im Freien angelangt, sah sich das Thier furchtsam um. Es war ermattet und zerbissen, und vermochte sich

kaum einige Schritte vorwärts zu schleppen. Das linke Ohr fehlte ihm ganz; es war ihm bei einer der letzten Hatzproduktionen weggebissen worden.

Nun ließ man die Hunde los.

Zwei Rüden stürzten auf den Bären los, ergriffen ihn, der sich fast wehrlos der Uebermacht überlieferte, und hätten ihn wahrscheinlich zerfleischt, wenn die Hetzmeister nicht über sie hergefallen, und den Bären, indem sie den Hunden ihre Gebisse aufrissen, befreit hätten.

Der arme Petz eilte so schnell er vermochte, seinem Loche zu, und erreichte es, nicht ohne daß die Blutspuren der neu erhaltenen Wunden seinen Weg dahin bezeichneten.

Eine Musikfanfare bezeichnete jederzeit den Schluß einer Scene, so wie Peitschenknall den Anfang derselben.

Die zweite Scene: „Der Esel in der Bataille!“ nahm ihren Anfang.

Ein gutmüthiger Langohr wurde auf den Schauplatz gebracht; an seinem Schweife waren kleine Schwärmer, Feuerräder und sonstiges Feuerwerk befestigt.

Zu ihm wurde ein zahmer Hirsch gesellt, dessen Geweih ebenfalls auf diese Art bekränzt war.

Der Hetzmeister zündete die kurzen Feuerleitungen der beiden Feuerwerke an, ließ dann einige kleine Hunde los, und zog sich zurück in die sichere Loge, welche für die Hetzmeister eigends bestimmt war.

Die Hunde stürzten mit kläffendem Gebell auf die Thiere los.

Diese ergriffen die Flucht.

Das Feuerwerk begann zu zischen, krachen, knallen.

Ein Regen glühender Funken umstob die scheugewordenen Thiere, sie flohen mit Blitzesschnelle im Kreise umher, um der Gefahr auszuweichen, vergebens, die Hunde waren hinterher; während der Hirsch ein herzzerreißendes Brüllen ertönen ließ, stieß der Esel sein bekanntes monotones Geschrei aus, und machte dabei die possierlichsten Sprünge,

welche natürlich bei dem verehrungswürdigen Publikum einen maßlosen Jubel hervorriefen.

Nachdem das Feuerwerk erloschen, die Hunde beseitiget wurden, zog man die Fallgitter auf, und Hirsch und Esel eilten jeder in sein Loch.

Die dritte Scene, welche zugleich die erste Abtheilung oder den ersten Akt schloß, führte den Titel: „Ein ungarischer Vollstier wird zum ersten Male verschiedene Sprünge und ein Solo tout machen!“

Wenn Hetzen, diese abgefeimte Thierquälerei, je ein Interesse haben könnten, so wäre es dann, wenn die wilde ungezähmte Kraft und Behendigkeit eines starken Thieres den Kampf mit Gegnern aufnimmt, und ihn ohne fremde Dazwischenkunft zu Ende führt.

Die dritte Nummer der heutigen Hetze entsprach zum Theile diesen Anforderungen.

Auf das Zeichen des Hetzmeisters wurde ein Fallgitter aufgezogen, und ein ungarischer Vollstier stürzte auf den Kampfplatz.

Es war ein herrliches Thier. Weiß mit schwarzen Flecken, kurze, stämmige Hörner, ein kleiner dicker Hals, darauf ein Kopf, der zum Mauerbrecher geeignet gewesen wäre.

Das versammelte Publikum brach in ein freudiges Ach! aus, denn es sah einer interessanten Scene entgegen.

Der Stier, durch das Geräusch aufmerksam geworden, blieb in der Mitte des Cirkus stehen, stutzte und schaute zu den Logen und Gallerien auf, als ob er fragen wollte, was machen diese Wesen da?

Dieses fast bedeutungsvolle Anschauen des Thieres wirkte auf die Menge so drastisch, daß sie in ein helles Gelächter ausbrach.

Der Stier wurde über den Lärm stutzig, schlug mit den Hinterbeinen verächtlich aus, und begann gelassen einen Ausgang zu suchen,

Man sah es diesem Thiere an, daß es heute zum ersten Male auf diesem Boden stand, dessen Bedeutung es gar noch nicht kannte und dessen Gefahren und Schmerzen es erst kennen lernen sollte.

Auf ein Zeichen des Hetzmeisters, der sich wieder in seiner Sicherheitsloge befand, hoben sich jetzt zwei andere Gitter, und sechs Rüden, groß wie die Kälber, stürzten heraus.

Kaum wurden sie ihren Feind gewahr, als sie, instinktmäßig die Gefährlichkeit ihrer Lage erkennend, ihre Fangwuth mäßigten, und den Stier schnuppernd zu umkreisen begannen.

Der Hetzmeister munterte aus seiner Loge heraus die Bullenbeißer auf.

Sie begannen den Stier anzuknurren, wiesen ihm die Zähne, und fingen endlich an ihn zu umspringen und anzubellen.

Das gehetzte Thier zog sich immer mehr aus der Mitte zurück und wehrte mit seinen Hörnern die Meute ab, dabei vernahm man ein Grunsen, durch welches das Thier seinen Groll und seine Wildheit verrieth.

Der Hetzmeister animirte die Rüden abermals, diese schienen die Gefahr zu wittern, welche ihnen erwuchs, wenn es ihrem Gegner gelang, sich mit dem Hintertheile an die Brüstung zu lehnen, und fielen über ihn her.

Der Stier neigte den Kopf, fuhr auf die Meute los, und mit Blitzesschnelle spießte er mit seinem Horn einen Hund durch und durch, so daß die Spitze bei der einen Weiche hinein und bei der andern herausfuhr.

Das Thier heulte auf, wurde durch eine Kopfbewegung des Stieres an die Brüstung geschleudert, und verendete unter dem fürchterlichsten Jubel der Menge.

Das Getöse machte den Gehetzten glauben, daß eine neue Gefahr im Anzuge sei, er stutzte blieb aber ruhig

stehen, da er seine übrigen Feinde sich heulend zurückziehen sah.

Jetzt ertönte ein abermaliger Pfiff aus der Sicherheitsloge.

Zwei frische Kämpfer wurden auf den Tummelplatz gelassen.

Zwei semmelfarbige Bullenbeißer mit echten Tigerköpfen stürzten zähnefletschend auf den Stier, wichen wie der Blitz der Fronte aus, und faßten ihn mit einem Sprunge an der Seite.

Das kräftige Thier schüttelte sich mit Ingrimm, und beide Hunde fielen wie eine überzeitige Frucht beim leisesten Luftzuge in den Sand.

Rasch bog sich der Kopf des Stieres, um nach dem Gegner den Todesstoß zu führen, aber schon waren die Hunde auf den Beinen, schon stürzten sie wieder auf ihn los, und da sein Kopf etwas gesenkt war, so packten sie ihn fast gleichzeitig an den Ohren.

Das Thier brüllte auf und begann zu schäumen.

Jetzt fielen ihn auch die übrigen Hunde, die den Angriff kaum durch ein Bellen zu unterstützen wagten, über den schon halb Besiegten her.

Wie echte Feiglinge wagten sie sich erst dann an den Feind, als dieser schon fast ohnmächtig war.

Die Meute verbiß sich an seinen Ohren, klammerte sich an seinen Lenden, hing sich sogar an das Fleisch seiner Lefzen.

Der Stier stieß ein entsetzliches Gebrüll aus, er bäumte sich und hob vier Hunde hoch in die Luft, ohne daß es ihm gelang, sie hinabzuschütteln.

Jetzt, gleichsam den letzten Rest seiner Kraft sammelnd, stürzte er mit dem Kopfe gegen die Brüstung, ein fürchterlich' Geheul entstand, und einer der Hunde fiel zerquetscht in den Sand. Um so gieriger packten die andern.

Das erneuerte: „Huß, Huß!“ des Hetzmeisters munterte sie auf.

Man hörte Brüllen, Heulen, Stöhnen, Kreischen.

Der Sandplan ist roth von Blut und weiß von Schaum.

Ein Bullenbeißer ließ von der Seite ab, sprang nach rückwärts, und faßte den Stier an dem empfindlichsten Theile seines Leibes.

Dieser stieß einen unbeschreiblichen Schmerzensschrei aus, und sank zusammen.

Das kaum vor einer Viertelstunde noch in seiner vollen Kraft dagestandene Thier wurde entstellt, blutend, entkräftet, zerfleischt, mit unsäglichen Schmerzen ringend, abgeführt.

Trompeten und Pauken verkündeten das Ende der Scene, und das Ende der ersten Abtheilung des Hetzschauspieles. — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unter den Zuschauern herrschte dieselbe Bewegung, wie in unsern Theatern, nach irgend einem der effektvollsten Aktschlüsse.

Der tapfere Widerstand des Stiers fand, wie sich unsere Kritiker ausdrücken würden, verdiente Anerkennung.

Auch die Hunde zählten ihre Verehrer, denn wir dürfen es nicht unerwähnt lassen, wie es damals häufig vorkam, daß nicht nur die Hunde der Hetzmeister, sondern auch fremde Hunde, als Dillettanten und Gäste sich produciren konnten, weßhalb auf den Hetz-Ankündigungszetteln auch immer die Anmerkung zu lesen war:

„Die Herrn Hetzliebhaber, die gute brauchbare
„Fanghunde mit sich bringen, genießen freien Eintritt
„auf dem für die Hunde und ihre Mitführer angewie-
„senen Platz.“

Von den Gallerien herab vernahm man den erst in nachmärzlicher Zeit verklungenen einförmigen Ruf: „Semmel, Bier, Würstl!“ Das Volk ließ sich durch den blutigen Anblick und den übeln Geruch nicht irre machen und nahm Erfrischungen zu sich.

Nun wandte sich Sebaldus zu Hans: Wie gefällt Ihnen unsere Hatz?

Der Neustädter schüttelte den Kopf und sagte trocken: Wenn ich ein Fleischhauer wäre, würde mir die Geschichte recht gefallen!

Du lieber Herr Gott, antwortete der Krebsenzähler lächelnd, ich begreife nicht, wie ein junger starker Mann so empfindlich sein kann. Da sehen Sie sich mal um, die vielen schönen Frauen in den Logen und auf den Gallerien, die schauen zu, als ob sie zwischen dem Vieh geboren worden wären.

Hans folgte in der That der Aufforderung seines Miethsherrn, und ließ seinen Blick die Runde machen.

Da fiel sein Auge auf eine Loge, und blieb an derselben haften.

In der Loge saß eine Dame.

Ein volles rundes Gesicht. Das Auge dunkel, das Haar schwarz, obwohl nur der obere Theil des Körpers sichtbar war, so konnte man doch wahrnehmen, daß die Gestalt der Dame nicht zu der Klasse der Pappeln gezählt werden konnte, sie war vielmehr etwas gedrungen, dagegen voll und üppig.

In Bezug auf das Alter war sie bereits über jene Jahre hinaus, die man vorzüglich bei Frauen mit dem Beinamen jugendlich zu belegen pflegt, sie hatte also schon das zweite Dutzend hinter sich.

Trotz dieser unidealen Eigenschaften war die Dame doch reizend, reizender als manche andere, die in einzelnen Theilen vollkommener, im Ganzen aber nicht lieblicher, nicht herrlicher war.

Die Dame trug einen schwarzsammtenen Ueberwurf, mit lichtem Zobel verbrämt, und auf dem Kopfe ein nach französischem Schnitt gefertigtes und seitwärts befestigtes Hütchen von zimmetfarbigem Stoffe mit schwarzem Aufputz, der zu damaliger Zeit aus Federn und Schleifen bestand.

Als das Auge des Neustädters auf dieser Frau haften blieb, war es weniger Neugierde, als der Umstand, daß er wahrnahm, wie auch er von der Dame angesehen wurde.

Er senkte sein Auge, blickte nach einigen Sekunden abermals hin, und sieh da, die Dame hatte ihn wieder, oder vielmehr noch immer im Auge.

Was mochte sie bewegen, ihn zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit zu machen?

Er kannte sie nicht, er erinnerte sich nicht, ihr je im Leben begegnet zu sein.

Er wandte sich ab von ihr, beschloß, nicht mehr nach jener Loge zu blicken, und um ja nicht in Versuchung zu gerathen, dachte er an Theodosia, an jene Wundererscheinung, die für ihn ein Ideal geworden war, hinter dem jedes andere Weib im Schatten stehen mußte.

Welch' ein Unterschied!

Theodosia und diese Dame! Frühling und Sommer! Blüthe und Frucht! Ahnung und Gewißheit! Zauber und Wirklichkeit, Himmel und Erde!

So oder etwas Aehnliches dachte der Neustädter, vergaß seinen früher gefaßten Vorsatz, und sah wieder nach der Loge.

Das Auge der Dame ruhte noch immer auf ihm.

Jetzt wurde er verlegen, Glühröthe färbte seine Wangen, er kehrte sich der anderen Seite zu, und war herzlich froh, daß in diesem Augenblicke die zweite Abtheilung des Hetzschauspiels begann. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Peitschenknall verkündet den abermaligen Anfang.

Der Gegenstand dieser Scene war ein Reh. Das wehrlose Thier wurde nach einigen Augenblicken von den Hunden überwältigt, und nachdem diese mit Gewalt von ihrem Opfer losgerissen wurden, faßte der Hetzmeister das Reh, und stach es vor den Augen des verehrungswürdigen Publikums nieder.

Dieser Scene folgte eine andere unter dem Titel: „Die Raubwölfe werden auf eine lächerliche Art ihren Raub nehmen.“

Ein Schwein wurde auf den Kampfplatz gelassen.

Das Borstenthier lief unruhig über den Sand und suchte einen Ausgang.

Sein Instinkt ließ es das Unheimliche seiner Lage ahnen.

Als es keinen Ausweg fand, lief es gegen den in der Mitte des Cirkus aufgepflanzten Steigbaum, und begann an seinem Fuße mit dem Rüssel zu wühlen, als ob es sich unter die Erde verkriechen wollte, um dem bevorstehenden Kampfe auszuweichen.

Dieses Thier war nämlich schon einmal gehetzt worden, und hatte bei der Affaire seine beiden Ohren eingebüßt; es fürchtete also wieder Aehnliches, daher seine Unruhe, seine Eile; aber es irrte, diesmal sollte noch Aergeres kommen.

Auf ein Zeichen des Hetzmeisters öffneten sich zwei Fallgitter, und zwei Wölfe stürzten heraus.

Ein lick, und sie hatten ihr Opfer erkannt.

Mit glühenden Augen, von Hunger und Blutgier lechzend, sprangen sie zu gleicher Zeit auf das Schwein, welches, noch bevor die Zähne der Raubthiere in seinem Fleische eingehackt sein konnten, ein kreischendes Geschrei ausstieß.

Die ausgehungerten Wölfe schienen über diesen Angstruf noch wüthender geworden, der eine begann am Halse zu fressen, während ihm der andere den Bauch aufbiß, mit der Schnauze im Leibe herumwühlte, und die rauchenden Eingeweide verschluckte.

Das Schwein wurde also lebendig vor den Augen des verehrungswürdigen Publikums aufgefressen.

Das war nach der Angabe des Hetzzettels „die lächerliche Art“ wie die Raubwölfe ihren Raub nehmen!!

Hans Steiger erhob sich.

Eckel und Abscheu erfaßten ihn, er vermochte nicht länger an diesem Orte der Barbarei zu verweilen.

In dem Augenblicke, als er bei dem Ausgange der Gallerien anlangte, warf er noch einen Blick auf die mehrerwähnte Loge, er bemerkte, daß auch die Dame dieselbe verließ.

Sebaldus, der um keinen Preis der Welt seinen Platz vor gänzlicher Beendigung des Spektakels verlassen hätte, bat den abgehenden Neustädter am Ausgange seiner zu harren.

Hans eilte also hinab. —

Seine Gedanken beschäftigten sich mit der Dame.

Hat sie vielleicht meinetwegen die Hetze verlassen? sprach er bei sich, kennt sie mich, und was mag sie nur haben, daß sie mich ohne Unterlaß ansah?

Er hatte diese Frage kaum an sich gestellt, als die Dame in dem schwarzsammtenen Ueberwurf an ihm vorüberstreifte, und ihn dabei ernst, aber mit so prüfendem Blicke ansah, daß der junge Mann abermals verlegen wurde.

Er hatte jedoch den Muth, ihr nachzuschauen.

Sie ging nur wenige Schritte, so kam schon eine Equipage daher, ein Diener in reicher Livree riß den Kutschenschlag auf, die Dame stieg in den Wagen, winkte den Diener zu sich, und lispelte ihm einige Worte zu, indem sie auf Hans deutete.

Nachdem dies geschehen war, fuhr die Kalesche fort, der Diener blieb zurück.

Er näherte sich Hans und grüßte in höflich.

Guten Tag! erwiderte der Neustädter, einiges Pflegma zur Schau tragend.

Ich habe, begann der Andere ehrerbietig, den Auftrag, Euer Gnaden um ihren Namen zu bitten.

Hans sah in mit großen Augen an und versetzte: Ich bin kein gnädiger Herr, sondern der Sohn ehrlicher und vermöglicher Bürgersleute aus Wiener-Neustadt. Ich heiße Johann Steiger.

Darf ich Euer Gnaden auch um Ihre Adresse bitten?

Meine Adresse? Wer wünscht sie zu wissen?

Meine gnädige Gebieterin, die Sie eben gesehen haben.

Und wer ist diese Dame?

Wenn Sie mir Ihre Adresse geben, so bin ich beauftragt, Ihnen auch den Namen der Dame zu nennen.

Hans war nicht ohne Neugierde. Das Abenteuer fing an ihn zu interessiren.

Er gab also dem Diener seine Wohnung an. Hierauf verneigte sich dieser ehrerbietig und sagte: Gnädiger Herr, ich danke höflichst, und bitte, mir für die Zukunft Ihr gnädiges Wohlwollen zuzuwenden, und bei der gnädigen Comtesse —

Hans unterbrach ihn und rief: Ich bitte Sie, was sprechen Sie denn da? ich kenne ja die Dame gar nicht.

Euer Gnaden werden sie schon kennen lernen.

Wer ist denn Ihre Gebieterin?

Sie ist die Frau Gräfin L e o n t i n e v o n O s t b e r g.

Hans machte eine Schulterbewegung, die seine Unbekanntschaft mit dem Namen ausdrücken sollte, und da das Hetzspiel eben zu Ende war, und die Menge aus dem Cirkus zu wogen begann, so eilte er zu dem Haupt-Eingang, um dort auf seinen Miethsherrn zu warten. —

Siebentes Kapitel.

Im erzbischöflichen Palais zu Wien.

Wir betreten das erzbischöfliche Palais in Wien.

In einem der innern Gemächer, welche die Wohnung des Kirchenfürsten bilden, machen wir Halt.

Der Abend ist schon weit vorgerückt, die Ruhe ist aber in den weitläufigen Räumen dieses großartigen Gebäudes noch nicht eingekehrt, denn zeitweilig hört man in den steingepflasterten Gängen Tritte wiederhallen und Thüren auf- und zugehen. Außerdem sind mehrere Fenster erleuchtet.

Das Gemach, in welches wir treten, ist durch eine große Stehlampe erhellt, deren Flamme in einer großen Kugel von milchweißem Glas steckt. Das Licht wird auf diese Weise sehr gemildert.

Eine angenehme Wärme durchfluthet das Gemach.

Die erwähnte Lampe steht auf einem Tisch, dessen Marmorplatte in diesem Augenblicke mit einem kostbaren Teppiche überdeckt ist.

An dem Tisch steht ein riesiger Armstuhl, in welchem ein Mann sitzt.

Vor ihm liegen Briefe und Skripturen.

Er liest, macht Anmerkungen, Auszüge, und bedient sich dabei eines Schreibzeuges von reinem Meissener Porzellan, vergoldet und in chinesischer Manier bemalt.

Der Mann, den wir fanden, ist ein Greis von nicht ganz siebenzig Lebensjahren.

Mit Ausnahme des kahlen Kopfes, dessen Scheitel er aber in diesem Augenblicke mit einem karmoisinrothen Sammtkäppchen bedeckt hat, würde man seinem äußeren Wesen kaum das ausgesprochene Alter abmerken. Er ist von mittlerer Größe,

starkem Körperbau und von einer für sein Alter noch beneidenswerthen Rüstigkeit.

Das Gesicht dieses Mannes mußte einst schön gewesen sein. Eine römische Nase, wunderhübsch geformte Lippen, ein kleiner Mund, ein ebenmäßiges, etwas zertheiltes Kinn, und dazu ein offener herzlicher Blick, das waren Eigenschaften, die selbst der Zahn der Zeit nicht zu verunzieren vermochte.

Die Haltung dieses Mannes war eine ruhige, stolze, jede seiner Bewegungen zeigte, daß er von seiner Würde und seiner Stellung durchdrungen war; wer ihn aber nicht kannte und an dem Tische da arbeiten sah, der hätte kaum geglaubt, daß die Triebfeder dieser Brust der Ehrgeiz sei, und daß er zu einer Rolle fähig sei, wie er sie in den letzten Jahren in Oesterreich zu spielen für zweckmäßig befunden hatte.

Dieser Mann war Graf Christof von Migazzi, Kardinal-Erzbischof von Wien.

Welch' ein Leben voll Ehren und Belohnungen lag hinter diesem Manne!

Sein irdisches Wallen war eine Leiter, deren jede Stufe ihn höher zu immer größerem Einfluß und Würde emportrug.

Im Jahre 1714 geboren, wurde er in seinem einunddreißigsten Lebensjahre bei der Krönung Kaiser Franz I. zu Frankfurt zum Auditor rotae, im folgenden Jahre zum kaiserlichen Minister in Rom und 1751 zum Erzbischof von Karthago und Koadjutor des Erzstiftes Mecheln ernannt.

Ein Jahr später sah ihn Madrid als österreichischen Gesandten, bis er im Februar 1756 zurückberufen wurde, um 13 Monate später Erzbischof von Wien zu werden.

Er verzichtete auf das ihm bei seiner Rückkunft verliehene Waitzner Bisthum, erhielt es jedoch im Jahre 1761 von Neuem, und wurde zu gleicher Zeit zum Kardinal ernannt.

Bei der Wahl des Kardinals Braschi, Pius VI. zum Papst, war Migazzi in Rom, und vertrat die österreichische Hofpartei mit Glück und Umsicht.

So stieg er durch die Güte der Kaiserin rasch von Würde zu Würde, ja im Jahre 1765 eröffnete sich ihm sogar die Aussicht, die reichsten Pfründen in den ganzen österreichischen Kaiserstaaten — das Primat von Ungarn — zu erhalten.

Da aber der Hof das Recht hat, bei jedesmaliger Erledigung diese Stelle durch drei Jahre unbesetzt zu lassen und die Einkünfte in dieser Zeit selbst zu beziehen, so wartete er ruhig diese Zeit ab.

In allen seinen Handlungen bis zu diesem Zeitpunkt manifestirte sich der Mann von Geist, der die Interessen des kaiserlichen Hofes mit eben so viel Fleiß als Geschicklichkeit vertrat.

Er zählte zu den Männern, welche das Herandämmern einer neuen Zeit zu ahnen begannen, und keine Miene machten, ihr feindlich entgegen zu arbeiten.

Seinem Streben verdankte Oesterreich das bessere „kanonische Recht“ und die Aufklärungen in der Theologie; denn er war es, der die Fähigen zur Aufklärung aufmunterte, durch seine Vermittlung und sein Einwirken wurden Priesterhäuser errichtet, in denen man mit Energie dahin wirkte, das theologische Studium von all' dem Isydorischen Wuste zu reinigen.

Alle Theologen in Oesterreich, welche der Orthodoxie den Rücken kehrten, wagten dies nur, weil Migazzi sie dazu aufmunterte.

Ja selbst die bei den Protestanten gebilligten Jesuitenstudien fanden an ihm einen mächtigen Reformator, und wenn auch kein Gegner, so war er doch auch nie ein blinder Anhänger der Jesuiten.

In diesem Sinne vertrat er bis zum Jahre 1776 die Kirche in Wien und den österreichischen Hof in Rom, in diesem Sinne wirkte er mit Einsicht und Eifer dahin, daß die Majestätsrechte der Krone, trotz des oft sichtbaren Un-

behagens des römischen Hofes, nicht angetastet oder gar verkümmert wurden.

Am 1. Jänner 1776 wurde die Primasstelle in Ungarn besetzt.

Batthiany wurde Primas von Ungarn!

Migazzi, der sich geschmeichelt hatte, Kardinal und Erzbischof von Wien, Bischof von Waitzen und Primas von Ungarn zugleich zu werden, sah sich gegen sein Erwarten übergangen, er sah sich zurückgesetzt.

Zu diesem gekränkten Ehrgeize gesellte sich auch noch der Neid.

Der würdige Kardinal Hrczan sollte die Stelle eines kaiserlichen Ministers in Rom mit 30,000 Gulden jährlicher Einkünfte erhalten, 45,000 Gulden wurden für ihn wegen seiner Kardinalswürde nach Rom abgesandt, er wurde vom Hofe aus mit so viel Auszeichnung und Vorliebe behandelt, daß Migazzi sich in ihm einen mächtigen Rivalen heranbilden sah.

Der Kardinal-Erzbischof in Wien fühlte sich also gekränkt, verletzt, er glaubte sich bei Seite geschoben; er war so klug, nicht laut über Undank zu klagen, aber die Ueberzeugung davon wurzelte sich immer mehr in seiner Brust, und von diesem Augenblicke an trat jener wichtige Wendepunkt in den Grundsätzen und in der Handlungsweise des Kardinals ein, welcher in unserem Vaterlande später von so großem, für die Sache der Aufklärung und der Menschenrechte von so unheilvollem Einflusse war.

Von diesem Augenblicke an konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, wie Migazzi immer weiter und weiter von seinen ehemaligen Grundsätzen, von seiner frühern Richtung abwich..

Im Kabinette der Monarchin trat er Kaunitz und Lacy gegenüber auf, nahm die Jesuiten, wenn auch vergeblich, in seinen Schutz; außerdem fing er an, den frei-

müthigen Männern, welche er so zu sagen selbst gebildet hatte, sein Vertrauen und seine Unterstützung zu entziehen, ja, später wurden sie sogar von ihm verfolgt.

Als nun Kaiser Josef den Thron bestieg, und auf seinen Wink ein neues Oesterreich entstand, zu dem er leider nicht augenblicklich auch neue Menschen zu schaffen vermochte, als die Reformen ihren Anfang nahmen, da war es ganz natürlich, daß Migazzi unter dem Banner des Ultramontanismus ein stehender Gegner des Kaisers wurde, daß er ihm auf allen Wegen entgegentrat und den Kampf mit dem Monarchen, mit der verkörperten Reform aufnahm.

In diesem Manne nun, der inmitten des österreichischen Staates als österreichischer Unterthan nur römische Interessen vertrat, sehen wir den gefährlichsten Gegner des Kaisers.

Von seiner Hand aus lief das Gewebe nach allen Richtungen der Provinzen des weitläufigen Reiches, jenes Gewebe, welches dazu dienen sollte, die Werke eines Herrschers, den Gottes Gnade auf den Thron der Habsburger gesetzt hatte, und der zum Todschrecken der Aristokratie und der Hierarchie auch den niedrig Gebornen zu schätzen und zu ehren wußte, zu vernichten oder gar schon im Keime zu ersticken.

Wir haben den Kardinal-Erzbischof in voller Beschäftigung gefunden.

Inmitten der Arbeit sich selbst unterbrechend, wirft er einen Blick auf die Pendeluhr, in demselben Augenblicke erdröhnt vom St. Stefansthurm der zehnte Glockenschlag.

Der Kirchenfürst ergreift ein silbernes Glöckchen und läutet.

Der Kammerdiener tritt ein.

Ist Damberger da?

Ja, Euere Eminenz.

Er möge kommen.

Der Mann, welcher nun eintrat und Damberger hieß, war der Sekretär Migazzi's.

Ist der Kourier aus Rom angelangt?

Noch nicht, Euere Eminenz.

Waren Sie beim Grafen Garampi?

Wie Euere Eminenz befohlen haben.

Nun, welcher Meinung sind der Herr Nuntius in Betreff des verspäteten Eintreffens?

Seine Excellenz der Herr Bischof befindet sich ebenfalls in großer Besorgniß; doch sind die Wege in dieser Jahreszeit gewöhnlich schlecht, und der Kourier dürfte wahrscheinlich morgen eintreffen.

Sie haben doch die nöthige Vorsicht nicht außer Acht gelassen?

Wie gewöhnlich Euere Eminenz.

Diese Vorsicht wird jetzt um so unerläßlicher sein, da die engen Beziehungen zwischen mir und der römischen Gesandtschaft ein Geheimniß bleiben müssen, oder mindestens kein Beweis für dieselben vorliegen darf.

Ich werde beflissen sein, das Geheimniß so dicht als möglich zu verschleiern.

Der Kirchenfürst nahm wieder einen Papierbogen zur Hand, und indem er ihn ansah und durch früher gemachte Anmerkungen seinem Gedächtnisse zu Hilfe kam, sprach er: Sie werden heute Nacht mehrere Briefe beantworten und sie mir morgen zur Unterschrift vorlegen. Hier sind die eingegangenen Schreiben. Empfehlen Sie unseren Agenten in Prag, Preßburg, Pest, namentlich aber jenen in den Niederlanden die größte Thätigkeit. Ausdauer und Fleiß führen zum Ziele. Es gibt keine Eiche, deren Wurzel durch Ameisen nicht unterwühlt werden könnte. Der Lohn bleibt nicht aus. Sie sind entlassen. Doch halt, wenn Matt im Vorzimmer ist, mag er eintreten.

Damberger entfernte sich.

Kurz nach ihm trat unter Bücklingen und Kratzfüßen ein Mann ein.

Er näherte sich gekrümmten Rückens dem Kirchenfürsten.

Dieser reichte ihm gnädig die Hand, und der Eingetretene drückte einen weihevollen Kuß auf den kostbaren Pastoralring, welcher die Hand des Prälaten schmückte.

Der Mann, robust mit rothen vollen Wangen, fetten seinen Händen, trug einen schwarzen Rock, ein kurzes Beinkleid von schwarzem Seidenstoff, unter dem Knie mit Schnallen befestigt, schwarzseidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen, eine schwarze Weste, ein weißes enggebundenes Halstuch und eine mächtige Perrücke.

Nach dem gewöhnlichen Gruße deutete der Prälat auf einen leeren Stuhl, welchen der Gast auch sogleich einnahm.

Nun, Matt, begann der Erzbischof, was bringt Er Wichtiges?

Euere Eminenz, ich bin überzeugt, daß Sie das Wichtige nicht erst von meiner Wenigkeit zu erfahren brauchen.

Meint Er? entgegnete der Kardinal stolz mit spöttisch verzogenen Lippen.

Der Andere, obwohl er seinen Kopf, wie von einer unsichtbaren Last niedergedrückt, gegen den Boden hängen ließ, hatte doch sein Auge noch so aufwärts gekehrt, daß er die höhnische Miene des Kirchenfürsten bemerken konnte, und entgegnete daher: Oh, Euerer Eminenz Verbindungen bei Hofe sind stadtbekannt.

Migazzi fühlte den Stich.

Seine Quellen, aus denen er gewöhnlich schöpfte, waren wirklich so gut gekannt, daß man sich von Seite des Hofes ihrer oft bediente, wenn man etwas an den Mann, d. h. an den Erzbischof bringen wollte.

Herr Matt, erwiderte der Prälat mit düsterem Blicke, ich liebe solche Bemerkungennicht, am allerwenigsten aber

von Männern, die mir zu Dank verpflichtet sind, besonders aber von Ihm nicht. Er hat mich wohl verstanden?

Der Angeredete, ohne seine Kopfhaltung zu ändern, lächelte in den Schooß hinein.

Dieses Lächeln konnte Migazzi nicht bemerken, aber er fühlte es.

Ich verstehe Euere Eminenz immer, antwortete Herr Matt, aber es gibt Tage, an denen es Euerer Eminenz nicht beliebt, mich zu verstehen.

Der Kardinal lenkte ein.

Meine Stellung, entgegnete er, so wie die jammervolle Zeit, die über uns herein gebrochen ist, zwingen uns, bedächtigen Schrittes dem Gegner entgegen zu treten. Unser Feind stürmt vorwärts, stürmen wir ihm in demselben Maße entgegen, so prallen wir an einander, es ist möglich, daß wir siegen, es ist aber auch möglich, daß wir entscheidend geschlagen werden, was dann? Lassen wir ihn also heranstürmen und vertheidigen wir im Rückzuge jeden Schritt Bodens, beunruhigen wir ihn in den Flanken, liefern wir Scharmützel ohne eine Schlacht zu wagen, er wird ermüden, wird seine Mittel und seine Kräfte aufzehren, während wir wenig verlieren und Zeit gewinnen werden, und Er weiß es wohl, mein Lieber, Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Ihr Kriegsplan, Eminenz, ist mir lange bekannt, ich billige den Zweck, aber nicht die Mittel, denn sie führen zu langsam zum Ziele. Ich kenne andere Mittel —

Er darf nicht vergessen, unterbrach ihn Migazzi streng, daß man in einer Zeit, wo durch die Schandpresse die Oeffentlichkeit florirt, die Mittel wohl erwägen muß, denn sie werden nicht mehr durch den Zweck geheiliget. Dieser wird in den Staub gezerrt, und das Mittel wird profanirt. In unserer Situation wäre es lächerlich, den Löwen zu spielen, wo wir vorläufig mit der Rolle des Fuchses ausreichen. Doch jetzt zu etwas Anderem. Was hat Ihn hieher geführt? —

Die Ankunft einer Person.

Von politischer Bedeutung?

Ja und nein!

Wer ist diese Person?

Es ist der Marquis Saint Germain.

Wie? Saint Germain ist hier? antwortete der Kardinal mit Interesse, der Mann hat anderwärts viel von sich reden gemacht.

Es wird in Wien derselbe Fall eintreten.

Sag' Er mir, Matt, was hält Er von dem Marquis?

Eminenz, wie sollt ich es wagen, dort ein Urtheil zu fällen und auszusprechen, wo die klügsten Männer geschwiegen haben.

Er hält also Saint Germain für einen Wundermann, für einen Zauberer?

Das sagte ich nicht.

So hält er ihn für einen Charlatan, für einen Betrüger?

Auch das sage ich nicht, Eminenz.

Er wagt also kein Urtheil?

Ich will Jedem das seine überlassen. Eins jedoch erlaube ich mir zu bemerken.

Und dieses Eine ist?

Daß das Erscheinen dieses Mannes im jetzigen Augenblicke kein zufälliges ist.

Er meint also?

Daß Saint Germain Gründe haben muß, jetzt in Wien sichtbar zu werden.

Migazzi versank in Nachdenken, dann versetzte er: Matt, Er mag Recht haben; aber was kann ihn hieher führen, was kann er hier wollen? Ist er vielleicht ein Werkzeug der Regierung?

Der Andere machte eine gewisse Schulterbewegung, die eben so viel sagen sollte, als: Wer kann das wissen?

Zu welchem Zwecke könnte man ihn benützen? fuhr der

Kardinal im Nachdenken fort, der Mann ist entweder ein Gaukler, oder er hat wirklich geheime Kräfte der Natur gefunden, durch die er Wunder wirkt, will man also vielleicht durch ihn den Glauben des Volkes an die heiligen Traditionen erschüttern? Will man den Pöbel auf diese Weise aufklären? Was meint Er, Matt? So sprech' Er doch, Er ist heute sehr wortkarg.

Des Erzbischofs hatte sich eine lebhafte Unruhe bemächtiget.

Eminenz, erwiderte der Andere, indem er den Kopf erhob, was Sie da auszusprechen beliebten, war auch meine Vermuthung, und ich habe, was in meinen schwachen Händen liegt, schon entgegengewirkt. Ich liebe es, mich verkappt unter's Volk zu mischen, um dort meine Meinungen zu verbreiten, mündliche Propaganda ist wirksam, denn der gemeine Mann schenkt Demjenigen den meisten Glauben, den er für Seinesgleichen hält. Heute Abends war ich auf dem Spittelberg in einem Gasthause und habe in diesem Sinne gewirkt, allein man kann sich nicht überall hinwagen, man muß daher den muthmaßlichen Plänen Saint Germain's durch die Presse entgegenwirken.

Der Gedanke verdient Beachtung.

Und zwar wird es gut sein, einen jener Tagschreiber, dessen Talent einigermaßen bekannt ist, für die Sache zu gewinnen.

Ich billige den Plan und überlasse Ihm die Ausführung. Es bleibt jedoch für uns nur zu wünschen übrig, daß wir auch von dem Thun und Lassen des Marquis Nachricht haben.

Auch in dieser Beziehung habe ich meine Maßregeln getroffen. Der Kavalier wird, so wie überall, so auch hier, in den sogenannten höhern Kreisen erscheinen. Ich werde die Gräfin Ostberg in's Mitleid ziehen lassen.

Die Gräfin Leontine?

Dieselbe, Eminenz, ich werde sie ersuchen, wo möglich den Kavalier an sich zu ziehen und zu fesseln.

Die Gräfin ist eine Sirene, bemerkte Migazzi.

Ja, lächelte Herr Matt, sie hat die Kunst zu gefallen in Paris studirt, und übt sie hier in Wien auf die unbarmherzigste Weise. Ihr entgeht kein Männerherz, vorausgesetzt, daß sie will; so viel ich aber gehört habe, ist Saint Germain eine zu interessante Persönlichkeit, als daß Leontine von Ostberg nicht wollen sollte.

Nur klug angelegt, antwortete lächelnd der Kardinal, ich hoffe den besten Erfolg.

Herr Matt sah den Kirchenfürsten mit einem verschmitzten Blick an, und sagte: Ich arbeite schon lange in diesem Weingarten, und kenne den Boden. Darf ich nun eine Frage wagen, Eminenz?

Ich gestatte es.

Ist die Antwort aus Rom schon angelangt?

Wie? fragte Migazzi, auf's Höchste betroffen, Er weiß —

Eminenz, erwiderte der Andere mit einer Demuth, die fast an Ironie grenzte, ich wage Alles zu wissen. Ich bin unschuldig daran, wenn ich Vieles erfahre. Man bringt mir die Geheimnisse auf meine Stube. Wollen Euere Eminenz die Gnade haben, diese Zeilen zu lesen.

Er überreichte dem Kardinal einen Brief.

Ah, rief Migazzi, nachdem er die Adresse angesehen, ein Brief aus Rom.

Ja, versetzte Matt trocken, aus Rom.

Der Prälat las.

Wär's möglich, fuhr der Kardinal in seiner immer wachsenden Betroffenheit fort, diese Zeilen melden schon die Antwort, die ich und der Nuntius noch erwarten?

Ja, erwiderte Matt, wo möglich noch trockener als früher, diese Zeilen enthalten die Antwort.

Der Kardinal schüttelte ungläubig und zugleich bedenklich den Kopf.

Eminenz, fuhr der Andere fort, indem er einen flehenden Ton affektirte, Sie belieben doch nicht ungehalten zu sein, daß mein Kourier um ganze zwölf Stunden früher eintraf; denn morgen früh, gegen die sechste Stunde, dürfte auch der päpstliche eintreffen.

Mein Plan ist also angenommen! sagte der Kardinal.

Angenommen! antwortete Matt.

Dieser Zug dürfte dem Spiel eine andere Wendung geben.

Wir wollen es hoffen.

Es war jedenfalls ein geschickter Zug.

Ein Schach dem König. Euere Eminenz haben Ursache mit sich selbst zufrieden zu sein.

Der Kardinal warf sich stolz in die Brust und entgegnete: Ich bin es auch. Wir haben jetzt November. Die Anzeige von Rom aus muß im nächsten Monat eintreffen. Welche Wirkung wird sie wohl auf den Kaiser und seine Umgebung hervorbringen?

Herr Matt unterließ es, auf diese Frage, die der Andere gleichsam an sich selbst gestellt hatte, zu antworten, und da der Erzbischof sich eben von seinem Sitze erhob, so that auch er ein Gleiches.

Geh' Er mit Gott! nahm jetzt Migazzi das Wort, indem er dem Gaste wieder die Hand zum Kusse reichte: Der Herr segne Seine Schritte, damit er auch ferner für die Kirche Gutes wirke!

Er machte das Zeichen des Kreuzes, und der Andere verließ demüthig die Stube und den Palast.

Auf der Straße angelangt, murmelte er vor sich hin: Ich habe ihn gedemüthigt, indem ich ihm bewies, daß er kein Geheimniß vor mir haben kann. Stolzer Fürst, den verletzte Eitelkeit und unbefriedigter Ehrgeiz in unser Netz gebracht, du wähnst in mir ein Werkzeug zu besitzen und

bist selbst eines — in meinen Händen. Ich benütze dich, aber ich traue dir nicht, denn wer den betretenen Weg einmal verläßt, ist im Stande, es auch zum zweiten Mal zu thun. Was du thust, geschieht um die Leidenschaften, die dich stacheln, zu befriedigen; was aber ich thue, geschieht zur größeren Ehre Gottes!

Er verschwand im Dunkel der Nacht. — — — — —

Achtes Kapitel.

Beim Mohren auf dem Spittelberg.

Das Gasthaus auf dem Spittelberg, oder im Kroatendörfel, wie man diesen Vorstadttheil auch zu nennen pflegte, in welchem sich jene Scene mit dem blinden Martin ereignet hatte, war zum Mohren beschildet, und der Gastgeber daselbst, Herr Peter Brandig, benamset.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß der Blinde nachdem Einer von zwei anwesend gewesenen Italienern mit dem Wirthe leise gesprochen hatte, in das obere Geschoß des Hauses gebracht worden war.

Als Martin am andern Tage gefaßt, und bei vollem Bewußtsein erwachte, war sein erster Ruf „Toni!"

Ein Knabe, ungefähr zwölf Jahre alt, sprang herbei, und sagte: Hier bin ich Großvater!

Gott sei Dank! entgegnete der Blinde, indem er nach dem Kinde tappte, es an sich zog und herzlich küßte, Gott sei Dank, ich fürchtete schon allein zu sein.

Ich bin immer bei Euch gewesen, Großvater. Ich befand mich, wie Ihr wißt, auch in der Gaststube an Eurer Seite.

Wie kam es, daß der Wirth uns hieher brachte?

Ein Gast sprach mit ihm, und scheint sich unserer angenommen zu haben.

Wo befinden wir uns?

In einem Hinterstübchen des oberen Geschoßes.

Der Greis überließ sich seinen Gedanken, der Vorfall in der Gaststube strich an seiner Seele vorüber, und je länger er nachsann, desto lebhafter gestalteten sich die Momente, desto richtiger glaubte er Alles zu erkennen.

Ja, ja, sagte er bei sich, er war es, er und kein Anderer; seine Stimme, seine Hand seine Weise zu sprechen, Alles bekräftigt mich in meiner Vermuthung, daß er es war. Nach so langer Zeit begegnete ich ihm wieder und er entschlüpfte mir abermals. Oh, wann, wann werde ich ihn wieder treffen?

Der Knabe unterbrach den Greisen in seinem Nachdenken.

Ihr sprecht mit Euch selbst, Großvater, sagte er, Ihr seid so bewegt. —

Bleib du nur ruhig, Toni, und ohne Furcht, antwortete der Blinde, diese Bewegung schadet mir nicht, so wenig als der Blitz der Wolke schadet, aus welcher er fährt. Doch jetzt geh hinab und sag' dem Wirth, ich lasse ihn bitten, mir einige Minuten zu schenken.

Der Knabe verließ die Stube, und kehrte nach einer Weile mit dem Begehrten zurück.

Guten Morgen, Herr Martin! sagte der Gastgeber.

Guten Morgen, Herr Wirth!

Wie habt Ihr zum ersten Male in meinem Hause geschlafen?

Ich danke Euch für die Güte mich beherbergt zu haben, und wünschte nur zu wissen —

Aha, lachte Brandig, Ihr seid neugierig, thut mir leid.

Was thut Euch leid?

Daß ich Eure Neugierde nicht befriedigen kann.

Wie? Ihr werdet mir doch mittheilen —

Was ich weiß, recht gern; aber dieses ist so wenig, daß es Euch kaum befriedigen wird.

So laßt hören, was Ihr wißt?

Ein fremder Gast trug mir auf, Euch zu beherbergen, und zahlt für Euch, das ist Alles.

Wer ist der Gast?

Ich sagte Euch schon, daß er mir fremd ist. —

Er hat also für mein Nachtlager —

Ei was, Nachtlager! Er zahlte auf Monate hin Kost, Wohnung und Alles, was Ihr benöthiget, und dabei hat er mir aufgetragen, Euch zu hüten, damit Euch kein Leid widerfahre.

Aber wer ist der Mann?

Habt Ihr vielleicht Verwandte?

Der Greis dachte nach, und sagte dann: Meine Verwandten sind todt.

Euer Wohlthäter hat mir die größte Verschwiegenheit empfohlen, und die will ich auch beobachten. Ihr aber laßt es Euch in meinem Hause wohlbehagen, es soll Euch nichts abgehen; fordert, was Ihr benöthigt, und es wird Euch geboten werden. Jetzt Gott befohlen, ich muß an das Tagesgeschäft.

Er verließ die Stube.

Am zweiten Tage darauf, ebenfalls am Vormittag, wurde Herr Brandig durch einen Besuch überrascht.

Ein Miethwagen hielt vor der Thüre.

Aus demselben stieg ein sehr nobel gekleideter Herr von etwas starkem Körperbaue. Sein gefärbtes Gesicht lächelte, seine buschigen Augenbrauen wurden von einer mächtigen Perrücke beschattet; an den fetten Fingern seiner Hand glänzten eine Menge kostbarer Ringe. Der Angekommene trat freundlich grüßend in die Stube, und fragte nach dem Herrn Gastwirth.

Herr Brandig stellte sich ihm vor.

Sie sind also der Herr Peter Brandig?

Ja, mein Herr, was wünschen Sie von mir?

Ich habe mit Ihnen einige Worte im Vertrauen zu sprechen.

Ich stehe zu Diensten.

Sie müssen wissen, ich gehöre einer Gesellschaft an, deren Zweck es ist, arme Bürger zu unterstützen.

Das ist sehr löblich.

Löblich aber mühevoll; denn Diejenigen aufzusuchen, die wirklich arm sind, und eine Unterstützung verdienen, ist mit Beschwerden verbunden.

Um so dankeswerther das Unternehmen.

Ach, sprechen Sie nicht von Dank; Dankbarkeit ist ein weißer Rabe. Doch, um wieder auf die Ursache meines Hierseins zu kommen. In dieser Vorstadt soll ein armer Blinder wohnen.

Brandig stutzte.

Wenn ich nicht irre, so heißt er Martin.

Brandig stutzte noch mehr.

Der Andere beobachtete ihn aufmerksam, und sagte dann mit dem unbefangensten Tone der Welt:

Kennen Sie ihn vielleicht?

Ob ich ihn kenne? O ja, ich kenne ihn! antwortete der Gastwirth laut, dabei dachte er aber: Ich muß auf der Hut sein, da steckt etwas dahinter.

Sie kennen ihn also, den armen Mann, sagte der Herr, von Mitleid durchdrungen. Sie werden daher auch seine Wohnung wissen?

Er heftete bei diesen Worten einen schlau forschenden Blick auf den Gastwirth.

Dieser bemerkte ihn jedoch, und dachte bei sich: Warte nur, ich bin kein heuriger Hase, den man so leicht herumkriegen kann.

Darauf sagte er laut: Freilich kenne ich seine Wohnung, er wohnt Nr. 95 in der zweiten Gasse rechts im Erdgeschosse.

Wir müssen bemerken, daß sich der Blinde wirklich in jenem Hause aufhielt.

Herr Brandig spielte aber den Pfiffigen, denn da er um keinen Preis den jetzigen Aufenthalt des Greisen verrathen wollte, so konnte der Fremde in jenem Hause nach Belieben suchen, ohne ihn zu finden. Im Falle er sich dort auch erkundigen würde, dachte Brandig, so wußte ihm Niemand Auskunft zu ertheilen.

Brandig glaubte also den verdächtigen Herrn auf diese Weise abgefertiget zu haben.

Aber er irrte sich gewaltig, der noble Herr war auch kein heuriger Hase, denn ohne sich einen Augenblick lang zu besinnen, erwiderte er: Ganz wohl, dort wohnt er, aber er ist nicht zu Hause.

So? sagte der gute Brandig mit einem langen Gesichte, er ist also nicht zu Hause?

Er ist nicht nur jetzt nicht zu Hause, sondern war es schon seit zwei Tagen nicht.

So, sagte der Gastwirth mit einem noch längeren Gesichte.

Ja, was noch mehr ist, fuhr der Fremde fort, man will wissen, daß er vorgestern Abends im Gasthause beim Mohren gewesen sei. —

Beim Mohren? das ist ja mein Gasthaus.

Ihr Gasthaus? So? Das hab' ich gar nicht gewußt. Er soll also hier gewesen, und seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen sein.

Brandig machte wo möglich ein noch längeres Gesicht.

Was sagen Sie dazu? fragte der noble Herr.

Brandig faßte sich.

Was soll ich sagen, erwiderte er, dem Anscheine nach gleichmüthig, Gäste kommen und gehen, wenn man auf jeden Einzelnen Acht haben müßte, da hätte Unsereins viel zu thun.

Auch wahr, versetzte der Andere, Sie wissen also nicht, wo der blinde Martin jetzt zu finden wäre?

Ich kann wirklich nicht dienen.

Dann thut es mir leid um den armen Alten, ich hatte den Auftrag, ihm ein hübsches Sümmchen als Geschenk von Seite unsers Vereins zu übergeben.

Hol dich der Kukuk mit deinem Geschenk, dachte Brandig, du führst etwas Anderes im Schilde.

Als der Fremde sah, daß er keine Antwort erhielt, beschloß er, den Gastgeber noch mehr in die Enge zu treiben.

Das Verschwinden des Blinden ist jedenfalls räthselhaft.

Das Räthsel wird sich wohl lösen, meinte Brandig, wer weiß, wo der arme Schelm außerhalb der Linien herumbettelt.

In dieser Jahreszeit?

Mein Gott! der Mensch will essen.

Wien ist groß genug.

Es gibt aber auch viele Arme.

Ich glaube gut zu thun, wenn ich die Polizei von dem Falle in Kenntniß setze.

Der Fremde betonte diese Aeußerung sehr stark, denn er war der Meinung, dem Gastgeber mit derselben Angst einzuflößen. Allein diesmal irrte er sich, Herr Brandig lächelte pfiffig und antwortete: Thun Sie das, die Polizei wird ihn gewiß aufzufinden wissen.

Der Fremde wurde irre.

Sollte ich schlecht unterrichtet sein, oder sollte dieser Pfahlbürger mich überlisten wollen? dachte er, ich will mich noch einmal erkundigen.

Nachdem er noch einige freundliche Redensarten verschwendete, empfahl er sich, stieg in seinen Fiaker und fuhr von dannen.

Herr Peter Brandig sah ihm eine Weile nach und

brummte dann: Wer mag dieser Mensch nur sein, und was mag er mit dem Blinden im Schilde führen?

Er ging kopfschüttelnd in seine Stube.

Während dem fuhr der noble Herr mit seinem Fiaker auf das Glacis, dort stieg er aus und eilte zu Fuß nach dem Spittelberg zurück. Durch Seitengassen und Durchhäuser langte er in jenem Hause an, welches das vis-á-vis des Gasthauses zum Mohren bildete.

In einer Wohnung des ersten Stockes sprach er ein und blieb beinahe eine halbe Stunde dort.

Als er diese Wohnung wieder verließ, sagte er leise zu sich: Es ist gewiß, Martin ist bei Brandig — die Gefahr muß beseitigt werden; aber diesmal ist doppelte Behutsamkeit nothwendig.

Er eilte auf denselben Wegen, auf denen er hierher kam, wieder auf das Glacis, und von dort aus nach der Stadt.

Wir hoffen, unsere Leser werden diesen Mann wieder erkannt haben.

Es ist derselbe, der von Seiner Eminenz dem Kardinal Migazzi Herr Matt genannt und von dem Kirchenfürsten so wie jeder Subalterne per „Er“ traktirt wurde.

Neuntes Kapitel.

Leontine Gräfin von Ostberg.

Es ist doch etwas Eigenes um die Wohnung einer Frau! —

Und wenn kein äußeres Kennzeichen vorhanden wäre, welches auf den Aufenthalt einer Dame schließen ließe, man

wird eine Frauenwohnung augenblicklich erkennen; es herrscht da eine andere Ordnung, es weht ein ganz eigenthümlicher Odem durch die Räume.

Welche Weichheit, welche Zartheit!

Jedes Möbel, jeder Vorhang verräth nicht nur die waltende, sondern auch die schonende Hand.

Jedes Getäfel wird Euch sagen, ob es von einem Männer- oder Frauenfuß betreten worden sei, an jedem Fauteuil werdet Ihr erkennen, ob in ihm zuletzt ein Mann oder eine Frau gesessen.

Gewiß, es ist eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, die Frauenwohnungen an sich tragen, und diese vermag sich bis zum Reiz zu steigern, wenn die Besitzerin auch noch jung und hübsch ist. Da wirkt nebst dem Instinkt auch die Fantasie, und ist diese einmal in Thätigkeit versetzt, dann kann dieser Reiz bis zum Entzücken gesteigert werden.

Treten wir ein.

Eine Reihe von Gemächern öffnet sich unseren Blicken.

Alles ist herrlich, prachtvoll.

Ein süßer, wonniger Hauch weht uns an. Alles ist so weich, so zart.

Die Tapeten — doch nein, diese Seidenüberkleidung der Wände kann man nicht Tapeten nennen. Diese Flächen von herrlichen Teppichen sind kein Fußboden. Und doch lehnen Gemälde, Spiegel, Möbel an der Seidenwand, und doch kann man, will man durch das Gemach schreiten, die Teppiche nicht schonen.

Oh, wie duftig, wie symmetrisch und einnehmend ist da Alles geordnet; kein Stück zu viel, keines zu wenig. Jedes Gemach ein Boudoir, jedes Boudoir ein Tempel.

Was vermag der Reichthum, was die Mode, wenn sie nicht durch Geschmack und Frauensinn gestützt werden. Eine einzige Frauenidee ist in diesem Gebiete fruchtbarer, als zehn ganze Männerköpfe.

Ist das ein Aufenthalt!

Wohnen hier Menschen oder Feen?

Welch' ein Zauber wirkt, wenn man diese Räume betritt?

Die Möbel von kostbarem Mahagony, schwarzglänzend, die Rahmen der Gemälde und Spiegel vergoldet, die Polsterungen von rothem Sammt, so in dem einen; in dem nächsten Gemache wechseln Farben, Formen und Stoffe, und so fort in jedem andern wieder.

Wohin das Auge blickt, Alles glänzt, funkelt, als ob es neu und vor Tagen kaum aus der Meisterhand hervorgegangen wäre, aber freilich in diesen Räumen wohnt eine Frau, eine Frau und ihre weibliche Dienerschaft, diese Räume werden von fremden Männern nie, von Bekannten selten, von Vertrauten nur dann betreten, wenn es der Herrin gefällt, sich im heiligen frommen Gebet dem Himmel, oder wenn es ihr beliebt, sich in taumelnder Lust der Erde zuzuwenden.

Und wer ist die Frau, die in diesen entzückenden Räumen heimisch ist?

Wer ist die Herrin, die jetzt fromm und gottergeben, und in der nächsten Stunde wieder Weib ist, so ganz und gar Weib?

Dort in jenem Gemache, auf jenem Tabouret sitzt sie; vor ihr steht ein kleines Tischchen, ihr Auge ruht in dem ihr gegenüber hängenden Riesenspiegel, und scheint zu fragen: Bin ich heute noch so reizend als ich gestern war?

Es ist nahe an die eilfte Vormittagsstunde.

Die Dame ist in einem reizenden Morgenanzuge gekleidet; das Kleid von weißem Atlas wirft seine malerischen Falten bis hinab zur Schleppe, die in diesem Augenblicke den kleinsten Fuß verbirgt, der je einen Frauenleib getragen.

Der Mode ganz entgegengesetzt, sind die Wangen der Dame nicht geschminkt und ihre Haare nicht mit Puder bestreut.

Wozu auch dies?

Welches Rouge vermöchte dies Antlitz so zu zieren als das natürliche Roth, das den Wangen eigen ist: wo gibt es einen Staub, der den Glanz dieses Rabenhaares zu ersetzen im Stande wäre?

Doch wozu sie weiter schildern, unsere Leser haben ja die Dame schon im Hetzspiele gesehen, sie haben von ihr schon sprechen gehört, und wenn wir nicht irren, so beliebten sogar Ihre Eminenz der Kardinal-Erzbischof sie eine Sirene zu nennen.

Ja, ja! -- Die Dame war — die Gräfin Leontine von Ostberg.

Die Gräfin war nicht lange allein. Ein junges Mädchen trat in das Gemach, bescheiden, fast furchtsam.

Mit ihrem Eintritt schien eine neue Sonne aufzugehen. So wirkt der Frühling, wenn er erscheint, so erfrischt nach langer Dürre ein lauer Regen.

Ja, diese Jungfrau war der dufthauchende Frühling, während Leontine den glühenden Sommer versinnlichte; diese Jungfrau war die Knospe, deren grüne Blätterhülle kaum die Rose ahnen läßt, die Gräfin aber war die Rose selbst, aufgeblüht in voller Pracht, in üppiger Fülle.

Als die Jungfrau schüchtern eintrat, winkte ihr Leontine fast ungeduldig zu, und hieß sie dann sich in ihrer Nähe niedersetzen.

Sie sind schon mehrere Tage bei mir, begann die Gräfin freundlich, und Sie sind noch immer schüchtern und zaghaft. Sie müssen sich das abgewöhnen, Louise. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Dienerinnen genug besitze, und daß Sie eine ganz andere Stelle in der Nähe meiner Person einzunehmen bestimmt sind. Louise, ich sage es Ihnen noch einmal, betrachten Sie sich als meinen Günstling, und wenn es Ihnen irgend möglich, so fassen Sie Vertrauen zu mir.

Gnädige Frau, bat die Jungfrau, Sie sind so milde, so gütig —

Dies bin ich gegen Alle, Ihnen gegenüber will ich viel mehr sein. Ich habe das Bedürfniß gefühlt, eine Person um mich zu haben, die ich zur Vertrauten wählen kann. Seit dem Tode meines Gatten, der mich kinderlos zurückließ, stand ich trotz meines großen Besitzthumes allein; Dienerinnen konnten mir die Freundschaft nicht ersetzen, deren ich so sehr bedurfte. Sie sind mir empfohlen worden, Sie gefallen mir, denn Sie sind schön, sogar reizend; aber — Sie werden nicht böse sein, wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehe, — Sie sind doch gar zu einfach erzogen.

Louise erröthete.

Sie haben sich dessen nicht zu schämen, fuhr Leontine fort, denn es ist nicht Ihre Schuld, doch ist es noch immer Zeit, das Versäumte nachzuholen. Ich werde Ihnen eine französische Bonne nehmen, ich werde für die Ausbildung Ihres Geschmackes und Ihres Geistes sorgen, und Sie werden dafür meine Freundin sein.

Die letzten Worte waren mit solcher Wärme gesprochen, daß Louise gerührt die Hand der Gräfin ergriff, um sie an die Lippen zu führen. Leontine wehrte dies, zog die Jungfrau an sich und küßte sie auf die Stirne.

Sie sind jung und in der Lebensweise unserer Sphäre unerfahren, sagte die Gräfin, vermeiden Sie jede Vertraulichkeit mit der übrigen Dienerschaft, üben Sie ohne Stolz eine gewisse Herrschaft über sie aus, denn Sie sind Diejenige, die nach mir die Erste sein wird. Haben Sie Geheimnisse — Louise wurde glühend roth und die Gräfin lächelte — so vertrauen Sie dieselben außer mir keiner Seele im Hause, ich werde Ihr Vertrauen ebenfalls mit Vertrauen lohnen. Ich werde vor Ihnen, Sie sollen vor mir kein Geheimniß haben. Doch Vertrauen ist ein Ausfluß der Seelen, das von selbst kommen und nicht heraus gezwungen werden kann, es wird auch bei uns nicht ausbleiben. Ihre Geschäfte

außer Hause besorgen Sie in meiner Equipage. Sämmtliche Dienerschaft ist angewiesen, Ihren Anordnungen Folge zu leisten. Sie sind in mein Haus gekommen, um meine Kammermamsell zu werden, und werden, so Sie sich dessen würdig zeigen, meine Freundin sein.

Sie küßte die Jungfrau abermals auf die Stirne und endete, indem sie sagte: Jetzt lassen Sie mich allein. Die Messe werden Sie von heute an täglich mit mir hören. Ich bin jetzt vor der Messe für Niemanden zu sprechen, als für die Person, welche diesen Namen trägt.

Sie gab Louisen ein Stückchen Papier, auf welchem ein Name aufgeschrieben war, und blieb nach der Entfernung der Jungfrau allein.

Dies währte nicht lange.

Ein etwas mehr als männliches Klopfen zeigte einen Besuch an.

Ein Mann trat herein.

Unsere Leser werden es vielleicht schwer glauben, aber wir versichern sie der Wahrheit, dieser Mann war niemand Anderer als unser Bekannter, der gute Neustädter — Hans Steiger.

Oh, oh, wie er aussah! Wie er sich herausgeputzt hatte!

Die liebe Einfalt und Unerfahrenheit, so viel Eitelkeit besaß sie doch, um gefallen zu wollen, so viel Instinkt war ihr doch zu eigen, um zu wissen, daß jede Sorgfalt, sei es nun im Benehmen, in der Toilette, oder in sonstigen gesellschaftlichen Beziehungen, von Frauen am dankbarsten gewürdiget wird.

Ja, ja, der Hans war heute ein ganzer Mann.

Er trug eine schwarze Sammthose, hohe Stiefel, zwischen diesen und dem Beinkleid waren schneeweiße Strümpfe sichtbar; außerdem steckte er in einem kaffeebraunen Rocke mit mächtigen Thalerknöpfen, hinter welchem sich eine orangefarbige Seidenweste blicken ließ. Das Halstuch war himmel-

blau, mit großen gelben Tupfen. Der Hut war mit einem schwarzen breiten Sammtband geziert und mit einer Pfauenfeder aufgeputzt. Aber das war noch nicht Alles.

Im Beinkleid vorne an der rechten Seite da war ein Täschchen angebracht, in diesem steckte eine korpulente Uhr, die von zwei mächtigen Gehäusen umhüllt war; das Aeußere derselben bestand aus gesprenkeltem Schildkrötenhorn. Die Anwesenheit dieser Uhr war theils durch ihren Umfang, den sie am Beinkleid ausdrückte, notifizirt, theils aber durch eine Kette, an deren Ende gewichtige Korallenkugeln herumbaumelten, signalisirt.

So trat Hans Steiger in das Gemach der Gräfin Leontine von Ostberg!

Unsere Leser werden vielleicht glauben, die Gräfin habe bei seinem Eintritte aufgelacht, oder sie habe mindestens gesucht, um unsern Freund nicht zu kränken, ihr Gelächter zu verbergen.

Oh, nichts von dem Allen.

Leontine warf nur einen ernsten Blick auf ihn, und eine Stimme in ihrem Innern sprach: Ich habe mich nicht getäuscht!

Sie erhob sich vom Tabouret; ohne aber die Stelle zu verlassen, erwiderte sie den Gruß des jungen Mannes mit einem freundlichen Kopfnicken, winkte ihn heran und deutete mit einer graziösen Handbewegung auf den in ihrer nächsten Nähe befindlichen Sitz.

Hans, dem die Neugierde eine große Beklommenheit verursachte, ließ sich nieder. Die Dame that ein Gleiches.

Eine kurze Pause erfolgte.

Mein Herr, begann die Gräfin, wir sehen uns heute nicht zum ersten Male.

Da sie hier inne hielt, so glaubte Hans hinzu setzen zu müssen: Ganz recht, gnädige Frau, wir sehen uns nicht zum ersten Male. Ich war schon so glücklich in der Thierhetze.

Da er hier stockte, so half ihm Leontine aus der Ver-

legenheit, indem sie sagte: Ja, wir haben uns dort wechsel-seitig bemerkt; ich war so frei, mich um Ihre Adresse erkundigen zu lassen, Sie waren so gütig, sie mir nicht zu verweigern, ich habe Sie gebeten, mich mit einem Besuche zu beehren, und Sie waren so gefällig, zu kommen.

Gnädige Frau Gräfin, sagte jetzt der Neustädter etwas pikirt, ich habe zwar nicht die Ehre, Sie nur einigermaßen zu kennen, aber so viel ich jetzt bemerke, scheinen Sie sich im Scherz zu gefallen, oder vielleicht gar im Spott —

Spott? Wie so mein Herr?

Weil Sie, die Gräfin, mir, einem einfachen Bürger gegenüber einen Ton anschlagen, der auf der Grenze zwischen Spott und Höflichkeit jenem näher als dieser liegt.

Leontine lächelte.

Man hört es Ihnen gleich an, sagte sie, daß Sie aus der Provinz kommen, wo man von den Ansichten über das natürliche Recht der Menschen, die gegenwärtig von unserer Regierung getheilt werden, noch keine Vorstellung hat. Wenn es in der jetzigen Richtung fortgeht, wird es bald keinen Adel mehr geben, denn ein Adel ohne Vorzüge und Berechtigungen ist, wie man in Wien zu sagen pflegt, ein Titel ohne Mittel.

Diese Worte waren zwar nicht mit Erbitterung, aber jedenfalls nicht ohne Ironie gesprochen; doch ließ die Gräfin dem jungen Manne keine Frist, um darüber nachdenken zu können, und fuhr fort: Wenn ich also in meinem Gespräche mit Ihnen die Gräfin bei Seite setze, und die Frau walten ließ, so folgte ich nur dem jetzigen System der kaiserlichen Regierung, die gerne alle Standesunterschiede ebnen möchte. Aber abgesehen davon muß ich gestehen, daß ich nichts weniger bin als Aristokratin; Sie wissen wohl, was ein Aristokrat ist?

Hans war weit davon entfernt, sich über diese Querfrage beleidigt zu fühlen, und sagte mit vieler Aufrichtig-

keit: Bestimmt vermag ich es nicht anzugeben, aber ich kann mir es beiläufig denken, was es bedeuten mag.

Nun, was denken Sie sich, was ist ein Aristokrat?

Ein Aristokrat ist ein aufgeblasener Mensch.

Leontine lachte hell auf.

Sie sind auf falscher Fährte, mein Herr, rief sie, wenn aufgeblasene Menschen Aristokraten wären, dann würde man die größte Aristokratie unter den bürgerlichen Philistern finden; ein Aristokrat ist ein Adelsfreund, das ist Alles, der Eine kann also arm und bürgerlich, und dabei doch ein Aristokrat sein, der Andere kann ein Graf sein, und ist deßhalb doch kein Aristokrat. Doch nun zu etwas Anderm. Sie sind noch nicht lange hier?

Kaum vierzehn Tage.

Haben Sie Geschäfte in Wien?

Nein, ich bleibe hier so lange es mir gefällt, dann kehre ich wieder nach Neustadt zurück.

Gedenken Sie vielleicht hier eine Gattin zu suchen?

Warum nicht gar! rief Hans auf eine Weise, als ob dies eine Unmöglichkeit wäre.

Sie sind also gegen die Wienerinnen eingenommen?

Nicht so sehr ich, als mein Vater.

Ihr Vater, was hat er an den Wienerinnen zu tadeln?

Ich weiß es nicht, aber er rief mir fast täglich zu: Hans, nimm dich vor den Wienerinnen in Acht, sie taugen alle mit einander nichts.

Leontine lachte diesmal von ganzem Herzen.

Ihr Vater, sagte sie, unter fortwährendem Gelächter, muß in Wien schlimme Erfahrungen gemacht haben. Sein allgemeines Verdammungs-Urtheil ist indessen ungerecht, zum Theil mag er jedoch Recht haben. Sie sehen, ich bin billig. Nehmen Sie z. B. meine Wenigkeit. Was halten Sie von mir?

Bei dieser Frage gerieth Hans in Verlegenheit.

Während seiner ganzen bisherigen Unterredung hatte er es vermieden, die schöne Gräfin genauer zu betrachten, jetzt sah er sie mit einem flehenden Blicke an, auf daß sie ihm die Antwort auf ihre Frage erlasse; aber er fand kein Erbarmen, die Gräfin weidete sich an seiner Verlegenheit, und drang lächelnd in ihn: Also antworten Sie mir, was halten Sie von mir?

Du lieber Himmel! stotterte Hans, was soll ich denn da antworten? Ich kenne Sie ja noch gar nicht.

Das thut nichts zur Sache, eine Meinung können Sie deßhalb doch abgeben, also ich bitte um Ihre Meinung.

Die Verlegenheit des jungen Mannes steigerte sich wo möglich noch mehr.

Gnädige Frau Gräfin, sagte er, Sie sind eine reizende Dame.

Das gehört nicht zur Sache, rief Leontine, Schönheit darf da nicht in Betracht kommen. Ich wiederhole meine Frage zum dritten Male: Was halten Sie von mir?

Hans saß auf Nadeln.

Sein Blick wich jenem der Gräfin aus, und irrte trostlos im Gemache umher. Da fiel er auf ein großes Oelgemälde in einem vergoldeten Rahmen.

Das Bild stellte eine Diana im Bade vor, die durch das Gebüsch nach einem Hirten späht, der in der Nähe des Ufers seine Heerde weidete.

Die weibliche Gestalt war reizend, verführerisch; ihr begehrliches Auge spiegelte eine Leidenschaft, die jeden Beschauer entflammen mußte.

Hans vermochte seinen Blick nicht von dem Bilde zu trennen, eine Glühröthe überzog sein Gesicht.

Leontine, die jede seiner Bewegungen mit einer fast ängstlichen Sorgfalt überwachte, sah sein Erröthen, glaubte das Pochen seines Herzens zu vernehmen.

Ein wohlgefälliges Lächeln spielte um ihre Lippen, ein Ausdruck der Zufriedenheit umhauchte ihr Antlitz.

Von diesem Momente an nahm das Wesen dieser Frau einen leidenschaftlichen Charakter an, ihre bisherige Ueberlegung und kalte Beobachtung waren mehr in den Hintergrund gedrängt, eine innere Unruhe wirkte so sichtbar nach Außen, daß einzelne Merkmale derselben zum Vorschein kamen.

Die Schamröthe, die den jungen Mann beim Anblicke des erotischen Gemäldes erglühen machte, zeugte von seiner Unschuld, noch mehr aber als diese bestätigte selbe sein gesenktes Auge, das er niederschlug, als er sich von der Gräfin beim Anblicke des Gemäldes überrascht sah.

Der Blick Leontinen's hing verzehrend an ihm.

Hans war ein junger kräftiger Mann, die Vorzüge eines natürlichen ungekünstelten Wesens wiegen bei einer gewissen Gattung von Frauen schwerer als alle Poesie und alle Idealität. Die Gräfin gehörte zu dieser Gattung.

Die volle Jugendkraft des jungen Mannes, sein, wie schon erwähnt, starker Gliederbau, ferner seine Unerfahrenheit, seine Naivität, waren eben so viele Vorzüge, die man in jener frivolen Zeit in Wien nicht leicht antreffen konnte, und sie bildeten eben so viele Magnete, um Leontine zu dem jungen Manne hinzuziehen.

Hans hatte die zum dritten Male gestellte Frage der Gräfin noch nicht beantwortet, als diese die stumme Pause unterbrach. Indem sie nämlich die Hand von sich streckte, wodurch sie ganz nahe bei jener des jungen Mannes zu liegen kam, sagte sie mit einem Tone der Melancholie: Ich sehe schon, ich werde von Ihnen keine befriedigende Antwort erhalten.

Hans athmete schwer auf, er sah Alles, nur nicht die Hand der Gräfin, die von der seinigen kaum eine Papierdicke entfernt war.

Gnädige Frau, preßte er endlich mühsam heraus, erlassen Sie mir die Antwort — nur heute.

Und warum nur heute? fragte sie wie früher, bewegte

aber dabei unmerklich die Hand, wodurch sie mit der andern in Berührung kam.

Hans fuhr zusammen, es durchfuhr ihn wie ein Blitz, seine Hand zitterte. Er besaß nicht die Kraft, sie zurückzuziehen, und hatte nicht den Muth, jene der Gräfin zu fassen.

Leontine harrte noch einige Augenblicke, vergebens, Hans blieb stumm und unbeweglich, da tauchte ein Gedanke in der Seele der Gräfin auf.

Sie bezwang sich, man sah die Ueberwindung, die sie es kostete, wieder ruhig zu werden. Ohne an Freundlichkeit zu verlieren, wurde sie gelassener, kälter.

Da Sie mir meine Frage nicht beantworten wollen, sagte sie, so will ich sie fallen lassen, und eine andere an Sie richten, es wird sich bei derselben weniger um eine Meinung oder um ein Urtheil als um ein Bekenntniß handeln. Werden Sie aufrichtig sein?

Gnädige Frau Gräfin, antwortete Hans, ich habe Ihnen gegenüber noch nicht gelogen.

Das ist gar kein Verdienst, lächelte Leontine, wir sprechen ja heute zum ersten Mal mit einander.

Oh, entgegnete der Neustädter, der immer mehr zur Fassung kam, etwas Verdienst ist schon dabei. Sehen Sie, gnädige Frau, ich hätte zum Beispiel Ihre frühere Frage nur beantworten dürfen, und wer weiß, ob ich nicht gelogen hätte.

Ah, rief Leontine munter, welche Wendung! mein Herr, fast will es mir scheinen, als ob Ihnen der Schelm im Nacken säße. Wer hätte von Ihnen eine so feine Antwort erwarten sollen?

Hans, der sich auch wirklich auf dieselbe etwas zu Gute that, sagte mit wohlgefälliger, aber naiv-pfiffiger Miene: Oh, gnädige Frau, meine Mutter pflegte zu sagen: Hinter den Bergen wohnen auch Leute, und sie hat ganz recht, denn Mancher ist nicht so dumm als er ausschaut.

Ich bemerke, versetzte die Gräfin, daß Sie in Ihrem

väterlichen Hause keinen Mangel an Sprichwörtern gehabt haben, doch jetzt wieder zu meiner zweiten Frage.

Ich bin bereit zu antworten.

Leontine beobachtete ihn abermals so genau als am Anfange des Gespräches, und sprach dann: Sagen Sie mir, waren Sie schon einmal verliebt?

Die Gräfin horchte gespannt.

Hans antwortete mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt: Ich bin niemals verliebt gewesen.

Leontine hätte aufjubeln mögen vor Freude. Sie glaubte ihm. Hans hatte auch wirklich nicht gelogen.

Es fiel ihm zwar in diesem Momente der „wilde Mann“ und die reizende Dame ein, auch gestand er sich, daß die schöne Gräfin mit jener Erscheinung keinen Vergleich zu bestehen vermöge, aber Liebe konnte man das Interesse, welches er für Theodosia fühlte, nicht nennen. Sein Herz war also bis zum jetzigen Augenblicke frei. Seine Sinne aber nicht mehr.

Mein Herr, ergriff jetzt die Gräfin wieder die Rede, ich danke Ihnen für die Antwort, die Sie mir gegeben, sie hat mir sehr wohl gefallen, gewiß sehr! Sie sind ein guter Mensch, Sie haben es in Ihrer Einfachheit verstanden, mich für Sie einzunehmen. Kann ich Ihnen in irgend einer Beziehung nützlich sein?

Gnädige Frau, Sie sind sehr gütig, aber ich kann von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen. Ich habe Alles was ich benöthige. Mein Vater ist zwar nur ein Bürger, aber er ist wohlhabend, und ich bin genügsam. Ich bin nicht nach Wien gekommen, um etwas zu erwerben oder zu erringen, bewahre, ist bin hier, um die Residenz kennen zu lernen. Das ist Alles.

Sie weisen also mein Anerbieten zurück? das kränkt mich.

Ich wollte Sie nicht kränken, gnädige Frau, dazu sind Sie und bin ich zu gut.

Warum wollen Sie davon keinen Gebrauch machen?

Wozu dies, wenn es nicht nothwendig ist.

Werden Sie, wenn Sie heute von mir gehen, mich wieder besuchen?

Wenn Sie es befehlen, gnädige Frau!

Befehlen? Du lieber Himmel, wie kann ich Ihnen befehlen, mich zu besuchen —

Also gut, wenn Sie es wünschen —

Auch dies genügt mir nicht. Sie sehen, ich bin nicht so genügsam wie Sie. Werden Sie mich auch ohne meinen ausdrücklichen Wunsch besuchen?

Wenn ich Ihnen nicht lästig falle —

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie mir angenehm sind.

Dann werde ich gewiß kommen.

Louise trat ein.

Gnädige Frau, sagte sie, Pater Innocentius ist da, es ist Zeit zur Messe.

Leontine erhob sich. Hans that dasselbe.

Sie verzeihen, mein Herr, sagte die Gräfin, um diese Stunde höre ich in meiner Hauskapelle immer die Messe, und ich bin gewohnt, diese nie zu versäumen; es ist ohnedem wenig, wenn man dem Himmel nur eine halbe Stunde täglich, und die ganze übrige Zeit der Erde widmet. Sie kommen also wieder?

Ich werde kommen.

Bald?

Recht bald.

Dieser Herr, wandte sich die Gräfin zu Louise, ist mir zu jeder Zeit willkommen Theilen Sie dies der betreffenden Dienerin im Vorzimmer mit.

Hans machte eine Verbeugung, und verließ das Gemach.

Louisen's Blick begleitete den jungen Mann, denn sie heute zum ersten Male sah, und von dem sie noch nicht wußte, daß er gleichsam an ihre Stelle in das Haus ihrer Pflegeeltern eingezogen war.

Nachdem die beiden Frauen allein waren, sagte die Gräfin zu Louise: Ich will Ihnen heute den ersten Beweis meines Vertrauens geben, und Ihnen gestehen, daß dieser junge Mann sehr viel Anziehendes hat.

Die Jungfrau antwortete nicht, sondern reichte der Gebietern einen schwarzen Ueberwurf und Hut, nahm das prachtvoll gebundene Gebetbuch und wollte auf dem Wege nach der Kapelle der Gräfin den Vortritt lassen, diese aber sagte zu ihr: Bleiben Sie mir stets zur Seite, wie es der Vertrauten ziemt, ich bitte Sie, mich nicht zu kränken.

Die beiden Frauen gingen durch die Reihe der Gemächer, die zwei ganze Seiten des Hauses einnahmen, welches eines der größten Gebäude der Herrngasse war; am Ende, und zwar unmittelbar aus dem Schlafgemache der Gräfin, führte eine Thüre in die Hauskapelle, deren Haupteingang auf den großen Gang mündete.

Als die Frauen in der Kapelle anlangten, wollte sich Louise auf den Schemel hinter der Gräfin niederlassen, diese winkte sie mit einem strafenden Blicke zu sich, und Beide knieten neben einander nieder.

Der Priester im heiligen Gewande harrte schon, ein Diener des Hauses ministrirte.

Der Gottesdienst begann.

Es herrschte zu jener Zeit, wo der Adel gewohnt war, einen eigenen Theil der Gesellschaft zu bilden und sich so selten als möglich unter das Volk zu mischen, in allen herrschaftlichen Häusern noch die Sitte, den täglichen Gottesdienst in einer Hauskapelle zu verrichten.

Ein Priester mußte täglich gegen die Mittags-Stunde die Messe lesen.

Die vornehmeren Häuser wählten ihren Messepriester meistens aus dem Ordenshause der Kapuziner, da diese damals noch am wenigsten in Verruf standen.

Da der Tag für die hohen Herrschaften viel später anbricht und die Toilette und Bequemlichkeit auch Zeit er-

fordert, so fiel in der Regel die Stunde dieser adeligen Privatmessen gegen den Mittag zu; da nun der Priester bis nach der Messe keine Speise genießen darf, und es den alten Herren in dem Kloster unbequem kam, bis gegen zwölf Uhr nüchtern zu bleiben, so wurden zu dem erwähnten geistlichen Geschäfte die jüngeren Patres auserwählt, und daher kam es, daß wir in dem Pater Innocentius, der in diesem Augenblicke vor der Gräfin Leontine von Ostberg und vor Louise die Messe celebrirte, einen jungen Mann von beiläufig fünfundzwanzig Jahren kennen lernen.

Ein edler Wuchs, eine edle Haltung zeichnen ihn aus; ein ausdrucksvoller Kopf, dem der kurze Vollbart zur Zierde gereichte, zeigte eine Stirn, die den Denker, den Gelehrten verrieth.

Pater Innocentius feierte den Gottesdienst mit Würde, Andacht, ohne Zelotismus und ferne von jeder Handwerksmäßigkeit und Geläufigkeit, die so vielen Priestern eigen ist.

Die Gräfin lag in der tiefsten Andacht auf den Knieen.

Wer diese Frau vor einer halben Stunde sah, und zwar in dem Augenblicke, als sie durch die Schamröthe Hans Steiger's die Ueberzeugung seiner männlichen Reinheit gewann, wer diese Frau damals sah, würde kaum glauben, daß es dieselbe sei, die, in wahrer und wirklicher Andacht zerflossen, in diesem Augenblicke vor ihrem Schöpfer lag.

Wir würden uns kaum die Mühe nehmen, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese Scene zu lenken, wüßten wir nicht, daß diese Andacht, diese Demuth Leontinen's keine Heuchelei seien.

Nein, sie waren wahr und glühend, eben so wahr und eben so glühend wie jene sündige Leidenschaft, die kurz vorher ihren Busen durchloderte, und die sie nur deßhalb bezwang, weil sie den berauschenden Becher erst dann an die Lippen zu führen gedachte, wenn ihr die Muße ward, ihn bis zur Neige leeren zu können.

Ja, diese Andacht war wahr und innig, die schöne Frau lag zerknirscht auf den Knieen, sie betete mit einer Inbrunst wie eine Heilige, die eben vom Himmel gestiegen. Sie zerfloß, als ob es eine gänzliche Auflösung ihres irdischen Theiles gelte, in eine geistige Anschauung und lag vor dem Herrn da wie eine demüthige Magd, erkennend ihre Schuld und bereuend ihre Sünden.

So wie diese Frau hier betete, hätte man glauben sollen, daß sie entweder nie gesündiget, oder daß sie nie mehr zu sündigen entschlossen war.

Und doch hatte selbst der Herr Kardinal-Erzbischof sie eine Sirene genannt, und doch hatte sie den jungen Neustädter aufgefordert, recht bald, ohne ihre Einladung abzuwarten, wiederzukommen.

Und welch' ein Gegensatz!

Während diese Frau andächtig und inbrünstig dahingesunken da lag, kniete Louise an ihrer Seite und betete nicht.

Sie war im Anschauen ihrer Herrin begriffen, ihrer Herrin, deren frommer Sinn sie überraschte.

Auch Louise gerieth im ersten Augenblicke auf den Gedanken, daß dies Heuchelei sei, allein als Leontinen's Antlitz die reine Flamme der Andacht wiederspiegelte, und ihre Augen sich zu nässen begannen, als Louise vergebens nach dem Grunde forschte, der die Gräfin bewegen konnte, hier, wo Niemand sie sah, eine solche Frömmigkeit zu affektiren, da wurde auch sie von der Wahrhaftigkeit dieser Andacht überzeugt, und fühlte sich zu einer Dame hingezogen, die als Gebieterin so mild und als Christin so fromm war.

Louise konnte ungehindert ihren Gedanken nachhängen; denn die Gräfin war während der ganzen Messe so mit sich selbst beschäftigt, daß kein anderes irdisches Wesen für sie da war.

Die arme Jungfrau, deren Leben so rein wie ihre Liebe, deren Liebe so keusch wie ihr Busen, deren Busen

noch so unentweiht war wie ihr Gewissen, diese Jungfrau kniete heute da, und vermochte sich nicht zu ihrem Schöpfer zu erheben, sie war zerstreut, keines religiösen Gedankens fähig, sie beschäftigte sich mit ihrer Gebieterin, während diese alles Irdische abgestreift hatte und zum Himmel erhoben schien.

Die Messe war vorüber.

Leontine kam zu sich.

Sie blieb stumm auf ihren Knieen.

Der Priester hatte das heilige Gewand abgelegt.

Um seinen Rückzug anzutreten, mußte er durch die Kapelle.

Als er an der Gräfin vorüber ging, blieb er stehen und reichte ihr, er hatte die Weisung erhalten, es täglich zu thun, die Hand zum Kuße.

Die Dame küßte dieselbe, und Louise folgte ihrem Beispiele.

Der junge Kapuziner verließ dann die Kapelle.

Nun erhob sich die Gräfin und begab sich an Louisen's Seite in ihre Gemächer.

Kaum hatte die Dame diese betreten, so änderte sich ihr ganzes Wesen.

Der Feierlichkeit heilige Scheu war gewichen, und die frühere Lebhaftigkeit war mit einem Schlage wiedergekehrt.

Schnell, meine liebe Louise, rief sie, befehlen Sie der Kammermamsell, daß sie anspannen lasse. Ich mache eine Spazierfahrt in den Prater. Nicht wahr, liebe Louise, Sie werden so freundlich sein, mich zu begleiten?

Mit vielem Vergnügen! entgegnete Albin's Geliebte in einem so freundlichen Tone, daß Leontine, auf's Angenehmste überrascht, sie liebevoll anblickte.

Kaum fünfzehn Minuten später, und Louise fuhr zum ersten Male in einer prächtigen Equipage an der Seite ihrer Herrin nach dem Prater.

Zehntes Kapitel.

Hans Steiger findet einen Bekannten.

Als Hans Steiger die Gräfin Leontine von Ostberg verlassen und die Herrengasse betreten hatte, sah er einen Mann, der eben im Begriffe war, an ihm vorüber zu eilen.

Mir scheint gar, sagte der Neustädter bei sich; mein alter Bekannter will mich nicht mehr erkennen. Ich muß mich überzeugen.

Er ließ den Mann an sich vorüber, und richtig, er wurde nicht bemerkt.

Ei, ei, sagte Hans weiter, jetzt werde ich den Patron ansprechen.

Er eilte ihm nach und rief ziemlich laut: Heh da, Herr Dienstag!

Der Andere hörte ihn nicht.

Mir scheint, dachte Hans, der Mensch ist nicht nur blind, sondern auch taub geworden. Dann rief er wieder, aber viel lauter als früher: Heh da, Herr Dienstag!

Der Gerufene brummte leise vor sich hin: Wenn ich nicht Stand halte, so ist der Tölpel im Stande, die ganze Straße in Allarm zu setzen — ich muß ihm willfahren.

Er wandte sich zurück, und ging dem Anscheine nach sehr freudig überrascht dem Neustädter entgegen.

Ei, ei, Herr Dienstag, sagte der junge Mann verwundert, Sie thun ja, als ob Sie mich gar nicht mehr kennen wollten.

Ich, Sie nicht kennen wollen? rief der Andere, welch' ein abscheulicher Verdacht! Von Ihnen hätte ich eher alles Andere als solch' eine Kränkung erwartet.

Sie hatten mich also nicht bemerkt?

Mit keinem Auge.

Nicht gehört?

Mit keinem Ohr. Es darf Sie auch nicht wundern. Die Frequenz ist um diese Zeit sehr stark, und man ist in Wien gewohnt, seine Schritte zu beschleunigen. Nehmen Sie nun noch hinzu das Gerassel der fahrenden Wägen, das ewige Geräusch in den Gassen, so werden Sie auch natürlich finden, daß ich Sie nicht gehört habe.

Um allen ferneren Fragen und Angriffen auszuweichen, begann Herr Dienstag ein anderes Manöver. Er ging, um mit den Taktikern zu sprechen, aus der Defensive in die Offensive über. Man kann lästigen Fragen nicht besser aus dem Wege gehen, als wenn man den Gegner zu antworten zwingt.

Dieser Wahrheit zufolge sagte Herr Dienstag: Sie können gar nicht glauben, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen. Sie hatten vermuthlich Geschäfte?

Geschäfte? Nein. Ich war zu Besuch.

Zu Besuch? Hier in der Herrngasse?

Hans nickte bejahend.

Sie scheinen noble Bekanntschaften zu lieben. In dieser Gasse wohnen meistens Herrschaften. In welchem Hause, wenn es zu fragen erlaubt ist?

Der Neustädter deutete mit dem Finger auf das Gebäude, das die Gräfin von Ostberg inne hatte.

Herr Dienstag riß seine Augen auf, als wollte er ihnen nicht trauen.

Dort in jenem Hause mit dem neuen braunen Thor? —

Ganz recht — dort. —

Aha, rief jetzt Dienstag, ich glaube den Ursprung ihrer Connexion zu kennen.

Sie dürften sich täuschen.

Ich zweifle. Sie haben ja noch die Wohnung inne, die ich Ihnen bei Herrn Rothlauf in der großen Kapuzinergasse anempfohlen habe!

Ich wohne noch dort.

Nun, glauben Sie es noch nicht, daß ich den Gegenstand ihres Besuches kenne?

Ich zweifle noch immer.

Ha, ha, das ist lächerlich; Sie haben sich mit Herrn Sebaldus ins Einvernehmen gesetzt?

Ich? mit Herrn Sebaldus? Zu welchem Zwecke?

Ei, verstellen Sie sich nicht. Herr Sebaldus benützt Sie als Kundschafter.

Herr Dienstag, sagte jetzt Hans ernst, ich verbiete mir solche Ehrenrührigkeit. Das Gewerbe eines Kundschafters wird von keinem Ehrenmanne ergriffen, und ich bin ein Ehrenmann.

Aber, bester Freund, mäßigen Sie Ihre Hitze und seien Sie nicht empfindlich, Sie haben mich völlig mißverstanden, Herr Sebaldus war villeicht besorgt —

Um wen soll er besorgt gewesen sein?

Um diejenige Person, bei welcher Sie jetzt waren.

Hans schlug eine laute Lache auf. Das Natürliche, Ungezwungene seiner Heiterkeit machte den Andern stutzig. Sollte ich mich täuschen? dachte er bei sich.

Da Herr Dienstag merkte, daß in seiner Offensive der Front-Angriff mißlungen war, so begann er eine Flankenbewegung.

Es scheint in der That, begann er in gedrücktem Tone, daß ich mich geirrt habe. Sie haben mit Herrn Sebaldus wohl noch nie über seine Familien-Verhältnisse gesprochen?

Ich pflege mich nie in fremde Angelegenheiten zu mischen.

Er hat Ihnen also noch nicht gesagt —

Was soll er mir gesagt haben?

Daß er eine Pflegetochter hat.

Ja, er hat einmal von dem Mädchen gesprochen. Es ist, wie er sagte, bei einer Dame als Stubenmädchen im Dienst. Ich habe mich nicht weiter darum bekümmert.

Das war sehr männlich von Ihnen, denn Neugierde ist ein Fehler weiblichen Geschlechtes. Wissen Sie, wo sich die Tochter Ihres Miethherrn befindet?

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich um dergleichen Dinge nicht kümmere.

Sie haben sie auch noch nicht besucht?

Ich? Wie komme ich dazu, ein Stubenmädchen zu besuchen? Meinen Sie, wir in Neustadt wissen es nicht, in welchem Verrufe die Wiener Stubenmädchen stehen? Oh, wir wissen Alles. Ich habe auch mehrere Traktätleins über die Stubenmädchen gelesen, und werde mich hüten mit einem derselben in Berührung zu kommen, und wenn es auch die Pflegetochter des Herrn Sebaldus sein sollte.

Sie waren aber doch in jenem Hause, meinte Herr Dienstag mit lauernder Miene.

Wenn ich in jenem Hause war, rief Hans lachend, muß ich bei einem Stubenmädchen gewesen sein?

Da der junge Mann merkte, daß ihn sein Gegner immer mehr zu umgarnen beginne und ein gewisser Instinkt ihn von einer aufrichtigen Mittheilung abhielt, so wich er dem Forscher mit einer geschickten Wendung aus, indem er plötzlich sagte: Mein bester Herr Dienstag, Sie haben vorhin behauptet, daß die Neugierde ein Fehler weiblichen Geschlechtes sei, mir will es bedünken, daß sie zum sächlichen Geschlechte gehört, denn woher auch kämen sonst die neugierigen Männer. Sie sehen, ich habe in meiner Jugend trotz der schlechten Schulanstalten, über die jetzt so viel lamentirt wird, doch von der Sprachlehre einigen Wind bekommen.

Herr Dienstag sah seinen Gegner von der Seite an. Mir scheint, dachte er, der Tölpel will mich auch noch zum Narren haben.

Dann sagte er laut: Wenn ich mehr und öfter fragte, als Ihnen angenehm war, so muß ich gestehen, daß mich

nicht ledige Neugierde dazu bewog, sondern die Sorge für Ihr Bestes, für Ihr Wohl.

Oh, rief jetzt der Neustädter, das möge Ihnen ein Anderer glauben, nicht ich. Das ist eine saubere Theilnahme, die sich wochenlang nicht sehen, und von sich nichts hören läßt, und die dann auf offener Straße hervorbricht, aber auch erst dann, wenn man sich fast heiser geschrieen, um sie nur zum Stehen zu bringen. Sehen Sie, mein bester Herr Dienstag, ich habe mich bei meinem Eintritte in die Residenz sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, aber meine Freude hat nicht lange gedauert.

Habe ich Ihnen nicht eine angenehme Wohnung empfohlen?

Das ist wahr; aber warum ließen Sie sich nicht mehr sehen?

Warum? das will ich Ihnen sagen. Ich habe Ursache, jenes Haus zu meiden.

Das ist schlimm; Herr Sebaldus und seine Schwester sind brave Menschen, wer also Ursache hat, sie zu meiden, der muß nothwendiger Weise —

Ein Lump sein! wollte Hans weiter sagen, aber er hielt inne und setzte dann hinzu: Der muß sich mit Ihnen überworfen haben.

Der Andere vermied es, diese Zumuthungen zu bejahen oder zu verneinen, sondern erwiderte blos: Ich habe meine Ursachen, das ist genug. Da Sie vor mir Geheimnisse haben, so ist es natürlich, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelte.

Ich stimme Ihnen vollkommen bei, und darum Gott befohlen.

Sie sind doch nicht böse auf mich?

Bewahre! Ich wüßte nicht warum? Wenn Sie meiner je benöthigen sollten, so werde ich als Christ wissen, was ich zu thun habe.

Sie sind sehr gütig.

Sie wissen mich zu finden?

Ich weiß es.

Sie haben mir freilich auch versprochen Ihre Adresse anzugeben, aber das war damals!

Der Andere erwiderte ausweichend: Du lieber Himmel, ich wohne so armselig, daß ich es nicht wagen kann, Besuche anzunehmen.

In diesem Augenblicke hielt ein Fiaker hart bei den beiden Männern. Der Kutschenschlag ging auf, eine Männerstimme rief aus dem Wagen heraus: Ich bitte Herr Baron nur auf ein Wort.

Herr Dienstag eilte zu dem Wagen.

Nach einigen mit dem Darinsitzenden flüchtig gewechselten Worten, die Hans nicht vernehmen konnte, stieg er in den Fiaker.

Der junge Neustädter erhielt einen flüchtigen Gruß, der Schlag flog zu, und das Gefährte rasselte von dannen.

Hans sah ihm erstaunt nach.

Was ist das, sagte er betroffen zu sich, Herr Dienstag ist ein Baron? Sehen die Barone in Wien so aus? Wer hätte dies nur ahnen sollen? Ich war auf dem besten Wege, ihn für einen Schelm, für einen Maulmacher zu halten, und nun höre ich auf einmal, daß er ein Baron ist. Wenn er es mir gesagt hätte, ich würde es ihm kaum geglaubt haben; aber so, der Herr in dem Fiaker sah wohlbeleibt und sehr anständig aus, der wird doch wohl wissen, daß Herr Dienstag wirklich ein Baron ist; alle Wetter, die Schottenuhr schlägt schon die erste Nachmittagsstunde, ich habe die höchste Zeit, mich zu Tische zu begeben. Der Besuch bei der schönen Gräfin hat meinen Appetit bedeutend vermehrt. Was wahr ist, ist wahr. Sie ist wirklich eine hübsche Dame. Ich wollte nur wissen, was sie eigentlich von mir wollte? Ich soll sie recht bald wieder besuchen, hat sie gesagt, oh, der Hans wird nicht lange auf sich warten lassen. Herr Gott! Wird mein Vater in Neustadt eine Freude haben, wenn er hört, daß ich bei einer Gräfin

aus- und eingehe. Der wird seine Augen weit aufthun; aber vor der Hand braucht er es nicht zu wissen. Er hat mir zwar befohlen ihn von Allem sogleich in Kenntniß zu setzen, aber mit der Gräfin will ich noch ein wenig abwarten, bis ich selbst erfahren, was dahinter steckt. Aha, da ist ein Gasthaus, da will ich mein Mittagmahl einnehmen.

Er trat in ein Gasthaus in der Schottengasse.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eilftes Kapitel.

Eine Fahrt nach dem Prater.

Die beiden Männer in dem erwähnten Fiaker waren kaum allein, als Derjenige, welcher schon früher darin saß, zu Herrn Dienstag sagte: Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie getroffen habe, lieber Baron, ich war eben im Begriffe zu Ihnen hinauszufahren. Ich habe Einiges mit Ihnen zu besprechen.

Wohin fährt uns der Fiaker?

Gut, daß Sie mich daran mahnen. Er hatte Befehl nach der Josephstadt zu fahren, da wir uns aber getroffen und wir im Wagen am ungehindertsten mit einander sprechen können, so soll er eine Fahrt nach dem Prater machen. Seien Sie so gütig dies anzuordnen.

Der Andere vollzog den Auftrag.

So, Herr Matt, sagte jetzt Derjenige, welchen der Neustädter mit „Dienstag“, die Jungfrau Regina „Leonhard“

und sein gegenwärtiger Gesellschafter „Lieber Baron“ nannte, Ihr Befehl ist vollzogen.

Ich danke Ihnen. Nun lassen Sie hören, wie stehen die Dinge?

Schlecht, sehr schlecht. Die Revolution des Kaisers findet immer mehr Anhänger. Die Abneigung gegen die Priester —

Gegen die Kirche wollen Sie sagen.

Ich habe mich nur versprochen, sie ist im Zunehmen. Die Freigeisterei, der Unglaube beginnen Wurzel zu fassen. Eine im wahren Sinne heidnische Presse wühlt hinab bis in die tiefsten Schichten des Volkes. Wäre meine Zuversicht in die Allmacht der Kirche nicht so groß, ich würde zu dem Ausspruche bewogen werden, daß wir am Vorabende der Barbarei stehen.

Auch ich, sagte jetzt Herr Matt, habe trübe Erfahrungen gemacht, doch bin ich weit entfernt, Ihre Befürchtungen zu theilen, ja, ich hoffe sogar, daß wir aus diesem Kampfe nicht nur siegreich, sondern für alle Zukunft gestählt hervorgehen werden. Wer da glaubt, daß er Institutionen, die Jahrhunderte lang geblüht, und weit und tief greifende Wurzel geschlagen haben, in einigen Jahren mit Stumpf und Stiel ausrotten kann, der ist von einem gewaltigen Irrthume befangen. Die Gewalt kann knechten, aber frei machen kann sie nicht. Treibhausblumen, durch künstliche Wärme in Blüthenstand versetzt, welken sehr schnell. In der Natur, wie in der Gesellschaft, kann es allenfalls Fortschritte geben, aber keine Fortsprünge. Wer das Letztere versucht, wird sich bald überzeugen, daß er in Kurzem gezwungen sein wird, noch hinter den Punkt zurückzugehen, den er vor seiner Bewegung eingenommen. Der gelahrte Präsident der Studienhofkommission von Swieten, der Vorsitzer der geistlichen Hofkommission von Kresel, der geheime Staabs-Official von Sperges, die Rautenstrauch, Witola, Hägelin, Valery, Blarer

und vor Allem der Kaiser, Kaunitz und Lach, sie mögen zusehen, wohien der Pfad führen wird, den sie eingeschlagen. Sie werden zur Erkenntniß kommen, gewiß sie werden es, es bleibt nur die Frage: ob nicht zu spät? Bis dahin aber haben sie an uns die unermüdlichsten, die erbittertsten Gegner, und wir wollen sehen, ob sie mächtig und gewandt genug sein werden, einer Partei zu widerstehen, die die Kirche und den Adel in sich faßt. Wir haben im Angesichte der Gefahr, die uns in eine Fluth der gefährlichsten Neuerungen versenkt, und die ganze Macht der Kirche zu brechen droht, an eine Gegenwaffe gedacht, und glauben sie gefunden zu haben. Wir werden dem Kaiser eine Verlegenheit bereiten, aus der er sich kaum herauszuwinden im Stande sein wird. Schon in einigen Tagen wird er die Kunde davon erhalten, und wir wollen dann sehen, wie er sich der Gefahr gegenüber benehmen wird. Doch nun zu etwas Anderem. Haben Sie über den Marquis etwas Näheres erfahren?

Genauen Erkundigungen zufolge lebt er einsam und zurückgezogen in der Vorstadt.

Marquis Saint Germain, einsam und zurückgezogen? Das ist schwer zu glauben.

Ich wiederhole es, meine Nachforschungen sind genau. Anfangs hieß es, er habe in seiner Wohnung ein Mädchen verborgen, aber diese Nachricht bestätigte sich später nicht.

Behalten Sie den Mann ununterbrochen im Auge, wir werden den Löwen schon aus seiner Höhle locken, damit er seine verdächtige Zurückgezogenheit endige. Benützen Sie die Gräfin von Ostberg. Vielleicht gelingt es ihr, dem Marquis Interesse einzuflößen.

Die Gräfin scheint mir seit einiger Zeit verändert. Ich weiß zwar noch nicht, was in dem Hause vorgegangen ist, aber ich habe Ursache zu glauben, daß etwas vorgegangen sei.

Hört sie nicht mehr die Messe?

O ja! ein Kapuziner versieht den Dienst.

Das ist gut, die Kapuziner waren mit uns immer auf freundlichem Fuße, und jetzt haben wir in ihnen die festeste Stütze.

Das ist wohl wahr, allein auch die heiligste Versammlung hat einzelne Glieder, die Aergerniß geben, unter den wohlriechendsten Blumen wuchern einzelne Giftpflanzen. Der junge Pater, welcher bei der Gräfin täglich die Messe celebrirt, scheint, ich sage nur scheint, von dem Geiste der Neuzeit inficirt.

Nicht möglich! Ein Kapuziner als Freigeist! Unerhört! Wie heißt der junge Pater?

Innocentius!

Der Name ist mir völlig unbekannt. Wissen Sie vielleicht seinen ehemaligen weltlichen Namen?

O ja! vor dem Eintritte in den Orden hieß er Ignaz Feßler.

Feßler, Feßler, der Name klingt mir bekannt. Ich werde zu Hause in meinem Notizenbuche nachschlagen, und mit dem Quardian über den jungen Mann sprechen.

Der Fiaker befand sich bereits am Eingange jener Baumreihe, welche damals hinter dem Marinelli-Theater begann, und gleichsam den Anfang des Praters bildete.

Herr Matt hatte eben die beiden Wagenfenster herabgelassen.

Wenn ich nicht irre, sagte er, so kommt uns hier die Equipage der Gräfin von Ostberg entgegengefahren.

Die Herren spähten durch das Fenster.

Leontine und Louise, Beide von der frischen Winterluft wie mit Rosen angehaucht, saßen reizend wie zwei Liebesgöttinnen in die Wagenecken gelehnt und plauderten so vertraulich mit einander, als ob sie Schwestern oder innige Freundinnen wären.

Als die Kalesche vorüber war, sagte Herr Matt:

Herr der Welt, wer ist denn der Engel an der Seite der Gräfin?

Der Andere schmunzelte.

Dieser Engel ist eine arme Waise, lautete seine Antwort.

Wie kam sie zur Gräfin?

Durch meine Profuration.

Lieber Bruder, Sie versetzen mich in Erstaunen. Was beabsichtigen Sie mit der Kleinen?

Ich habe sie im Interesse einer frommen Jungfrau aus dem Hause ihres Pflegevaters entfernt, der aus väterlicher Liebe zu diesem Kinde im Stande gewesen wäre, seine leibliche Schwester zu verstoßen.

Ich ahne, diese Schwester ist jene fromme Jungfrau.

Ganz recht.

Warum brachten Sie sie gerade zur Gräfin?

Auch das hat seinen Grund. Das Mädchen liebt einen jungen Mann, bei der Gräfin befindet sie sich in einer vortrefflichen Schule, das junge unerfahrene Ding wird, ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht geschähe, das Leben bald von einer andern Seite kennen lernen, als bisher. Sie wird auf einen Pfad gerathen, auf dem sie nicht nur das Herz ihres Geliebten, sondern auch das Vertrauen ihres Pflegevaters verliert.

Ich verstehe, Sie treffen auf diese Weise zwei Fliegen mit einem Schlage.

Ich bitte, drei Fliegen sollen Sie sagen. Der Pflegevater ist dann gezwungen, seine Schwester, die fromme Jungfrau, zu bedenken. Der junge Mann, der, was ich früher zu bemerken vergaß, ein Protestant ist, wird sich in Zukunft wahrscheinlich von keiner Katholikin mehr fesseln lassen, und die gute Louise dürfte am Ende in einem Kloster verblühen.

Herr Matt nickte beifällig.

Außerdem, begann der Andere wieder, besitze ich durch

sie in der Nähe der Gräfin eine vortreffliche Agentin. Jene fromme Jungfrau, die Regina heißt, dient mir als Mittelsperson. Ich kann also von Allem Kenntniß erlangen, ohne das Haus in der Herrngasse betreten zu müssen.

Vortrefflich! entgegnete Herr Matt, Sie sammeln sich um die bedrängte Kirche unsterbliche Verdienste.

Herr Dienstag-Leonhard-Baron schlug in bescheidener Demuth die Augen nieder.

Sein Gesellschafter fuhr fort: Nun muß auch ich Sie mit einer Kommission belästigen. Im Kroatendörfel befindet sich eine Schenke, „zum Mohren“ beschildet, der Gastwirth heißt Peter Brandig. Dieser Schelm hält einen alten Mann verborgen, der Martin heißt und blind ist. Es scheint, daß hier eine feindliche, einflußreiche Hand im Spiele ist; denn der Versuch, den ich machte, dem Wirth ein Geständniß abzuringen, mißlang, und er läugnete beharrlich die Anwesenheit des Blinden in seinem Hause. Ich mag mich dort nicht mehr blicken lassen, denn Brandig kennt bereits, wenn auch nicht meinen Stand, so doch meine Person, trachten Sie nun den Blinden auf eine gute Weise aus dem Hause zu bringen, aber ohne Aufsehen. Er muß so entfernt werden, daß für Brandig keine Spur vorhanden bleibt, ihn zu finden. Bringen Sie dann den Alten an einen sichern Ort, ich werde das Weitere schon veranstalten. Ich muß bemerken, daß die Sache für mich von großer Wichtigkeit ist. Es ist eine Geschichte aus früherer Zeit, deren Folgen mich jetzt um so gewichtiger treffen würden.

Ich werde mir den Fall überlegen, antwortete der Mann mit den drei Namen, und nach meinem besten Ermessen handeln.

Ich bin überzeugt, daß ich die Angelegenheit keinen bessern Händen anvertrauen konnte.

Nachdem Herr Matt diese Worte gesprochen, befahl er dem Fiaker wieder gegen die Stadt zu lenken.

Jeder der beiden Herren hing nun seinen Gedanken

nach. Da sie ihre Angelegenheiten besprochen hatten, vermieden sie jeden ferneren Wortwechsel.

Herr Matt stieg auf dem Stefansplatze aus.

Der Andere fuhr bis auf den Graben, und verließ dort den Fiaker.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Zwölftes Kapitel.

In welchem Hans Steiger Schlosser wird.

Hans Steiger befand sich in der rosigsten Laune.

Er hatte in dem Gasthause in der Schottengasse vortrefflich zu Mittag gespeist, und dabei dem Vöslauer vielleicht mehr als gewöhnlich zugesprochen.

Der gute Junge, er war ja unschuldig d'ran, daß ihm der Besuch bei der Gräfin so zu Herzen, nein, zu Magen gegangen war, und daß also sein Appetit und sein Durst zu so ungewöhnlicher Größe angewachsen waren.

Hans schlenderte wohlgemuth beim Schottenthore hinaus und pfiff sich ein Liedchen.

Der Nachmittag war heiter, aber kalt.

Der Neustädter langte auf dem Glacis an.

Er war nämlich im Begriffe, von dem genannten Thore nach der Diagonale hinüber gegen die Einmündung der Kaiserstraße und von dort längst der Häuserreihe gegen die große Kapuzinergasse zu gehen.

Als er das Ende der Esplanade erreicht hatte, und in der Nähe jener herrlichen Häuserzeile anlangte, die sich heut-

zutage von dem Mottelé'schen Café angefangen bis gegen das Kriminalgebäude hinzieht, wo aber damals unansehnliche, zum Theil mit Planken eingefriedete Häuser standen, da bemerkte er an seiner Seite einen Burschen, dessen lederne Schürze, berußtes Gesicht, nebst einigen sonstigen cyklopischen Emblemen, in ihm einen Schmied oder Schlosser erkenen ließen.

War es Sympathie der Gemüther, oder hatte der Schlossergeselle vielleicht auch Vöslauer getrunken, und brach sich demnach die Sympathie des Vöslauer Bahn, genug, der Handwerker ging ebenfalls pfeifend daher und pfiff, o Wunder, er pfiff dasselbe Lied wie Hans Steiger.

Der gute Neustädter, als ihm die bekannten Töne zu Ohren kamen, kehrte sich zu dem Arbeiter und sagte: Mein bester Freund! wenn Sie sich etwas vorpfeifen wollen, so fangen Sie sich ein eigenes Lied an und lassen Sie das meine ungeschoren.

Heh, heh, lachte der Schlosser, das ist auch wirklich ein merkwürdiger Zufall, daß wir Beide, einander unbekannt und von verschiedenen Wegen kommend, dennoch eine und dieselbe Melodie gepfiffen haben.

Was? erwiderte jetzt Hans, das ist kein Zufall mehr, das ist schon ein Wunder. Nun will ich Ihnen aber einen Vorschlag machen.

Lassen Sie hören.

Da wir vorhin die Melodie Jeder einzeln gepfiffen haben, so wollen wir sie jetzt mit einander pfeifen.

Angenommen. Wohin führt Ihr Weg?

Gegen den Schwibbogen.

Auch ich nehme diese Richtung. Hängen Sie sich in meinen Arm. So, braver Handwerker. Jetzt pfeifen wir.

Sie gingen mit einander und produzirten ein Pfeiffduett, daß Ihnen die Ohren davon gellten.

Halt, unterbrach der Schlosser das Gassenkonzert plötzlich, ich will Ihnen noch einen Vorschlag machen.

Lassen Sie abermals hören.

Da wir mit einander gepfiffen haben, so wollen wir mit einander trinken.

Hans kratzte sich hinter den Ohren.

Mein lieber Freund, mit einander trinken, das wäre schon recht und mir vollkommen genehm, ich habe jedoch nur ein Bedenken dagegen.

Und dieses ist?

Daß ich heute schon mehr als gewöhnlich getrunken habe.

Meiner Six, rief der Arbeiter, das ist auch bei mir der Fall, aber darum möchte ich ja wieder trinken.

Dann würden wir aber Beide ganz betrunken werden.

Das wäre schlimm, denn ich muß heute noch zu meiner Liebsten.

Da will ich Ihnen einen besseren Vorschlag machen.

Lassen Sie hören.

In der Nähe des Schwibbogens befindet sich ein Kaffeehaus, gehen wir hin und trinken wir einen Schwarzen, ich zahle Alles.

Oho, entgegnete der überraschte Schlosser, Sie sind ja ein gar lieber Herr. Am Ende sind Sie auch ein Schlosser.

Ja, entgegnete der Neustädter muthwillig, ich bin ein Schlosser.

Er befand sich in so rosiger Laune, daß er in diesem Momente sogar für einen Sesselträger eingestanden hätte.

Du bist ein Schlosser, rief der Arbeiter überselig, dann Bruder komm' an mein Herz und laß dich umarmen.

Die Umhalsung ging mitten auf der Straße vor sich.

Nachdem die Feierlichkeit vorüber war, gingen Beide in das Café in der Nähe des Schwibbogens.

Eine der Seitenstuben, wo sie ungenirt plaudern konnten, nahm sie auf.

Der Schwarze wurde mit Behagen hinab geschlürft.

Kamerad, nahm der Handwerker das Wort, du bist ein ganzer Kerl. Der Kaffee thut wohl.

Du bist also mit mir zufrieden?

Mehr als zufrieden. Ich bin entzückt. Denn, wie gesagt, ich muß heute noch zu meiner Liebsten, und wären wir, wie ich Anfangs wollte, zu Wein oder Bier gegangen, so hätte ich heute nicht nur meinen Schatz nimmer gesehen, sondern auch die Arbeit versäumt.

Welche Arbeit?

Ich muß da hinauf zu einer Herrschaft, um einige Riegel und Schlösser herzustellen.

Zu einer Herrschaft? Wohnen da auch Herrschaften?

Zufällig. Es ist ein prächtig' Häuschen, mitten in einem Garten. Jetzt stell' dir vor, Kamerad, wenn diese Arbeit nicht wäre, so könnte ich augenblicklich zu meinem Schatz gehen und den Abend dort zubringen, so aber werde ich wenigstens um zwei Stunden Wonne verkürzt, und weißt du, was sechzig Minuten Wonne werth sind? Na, warte nur, du Herrschaft in dem Gartenhause, du wirst mir meine Arbeit tüchtig bezahlen! —

Hans sah seinen Bekannten theilnehmend an.

In seinem Kopfe gohr ein Gedanke.

Kamerad, rief er plötzlich aus, ich mache dir einen Vorschlag.

Schon wieder, laß hören.

Mir scheint gar, du thust spröde, und geberdest dich im Voraus gegen meinen Vorschlag?

Bewahre, Bruderherz, was fällt dir bei? Rede, sprich, ich bin ganz Ohr.

Du möchtest zu deinem Schatz?

Weiß Gott, ich möchte es.

Gleich?

Ja gleich, wenn ich die Arbeit nicht hätte.

Oder wenn ein Anderer an deiner statt die Arbeit verrichten möchte?

Vor den Augen des Schlossers ging ein ganzes Sonnensystem auf.

Er sah den Neustädter mit großen Augen an.

Kamerad, rief er in Extase, welch' ein großartiger Gedanke! Bei meiner armen Seele, wenn du kein Schlosser wärst, ich möchte dich für einen Philosophen halten.

Du hast mich also verstanden?

Ob ich dich verstanden habe, Bruderherz; frage den Durstigen, ob er die Sprache des Tokayers versteht? Du willst also? —

An deiner statt —

An meiner Stelle —

Die Arbeit verrichten.

Hier die Hand, abgemacht.

Abgemacht. Punktum.

Nichts Punktum, rief der wirkliche Schlosser, jetzt noch zwei Schwarze, und diese bezahle ich.

Hans, um seinen neuen Kameraden nicht zu kränken, willigte ein.

Halt, begann darauf der Geselle von Neuem, in mir fangen an Bedenken aufzutauchen.

Bah, lachte Hans, schämst du dich nicht? Ein Schlosser mit auftauchenden Bedenken.

Hör' mich nur an, und du wirst mir Recht geben.

Nun wohl, ich höre.

Ich soll jetzt zu meinem Schatz —

So ist's abgemacht.

Und du gehst statt meiner in die Arbeit.

Fürtrefflich.

Das kann aber nicht sein.

Warum nicht?

Weil ich Arbeitskleider trage und du ein Sonntags-Gewand.

Du hast nicht Unrecht, erwiderte Hans scherzhaft, wir wollen also die Rollen wechseln. Du begibst dich in die Arbeit, und ich gehe indessen zu deinem Schatz.

Oho, rief der Schlosser, zwei Schritte zurückprallend,

das geht nicht, Bruderherz, auf Ehre, das geht nicht. So lieb ich dich habe, so sehr ich dich anbete, aber das geht denn doch nicht.

Nun, so will ich dir einen andern Vorschlag machen.

Donnerwetter, Kamerad, du bist fruchtbar an Vorschlägen, wie ein Unterrock an Flöhen.

Pfui Teufel, wer wird denn so gemeine Vergleiche anstellen!

Gemein, aber wahr. Jetzt laß hören.

Ich übernehme die Reparaturen.

In diesem Gewande?

Wir wechseln die Kleider.

Der Schlosser riß den Mund auf.

Du wolltest? stotterte er.

Warum nicht? Ich will hoffen, du wirst mich um mein Sonntagsgewand nicht prellen.

Der Satan soll mich holen, wenn ich es thue.

Nun schnell zum Tausch. Meine schwarze Sammethose und die hohen Stiefel behalte ich auf dem Leibe. Doch mußt du mir dein ledernes Schurzfell geben.

Vortrefflich, Bruderherz, da hast du es.

Du bekommst meinen kaffeebraunen Rock.

Dafür gebe ich dir meine Jacke.

Meine gelbe Seidenweste und das himmelblaue Halstuch passen auch nicht —

Freilich — her damit — da — nimm mein Fetzwerk.

Jetzt noch den Hut —

Bravo, da hast du meine Kappe.

Jetzt sind wir verwandelt.

Bis auf Eines.

Und dieses ist?

Du hast noch kein rußiges Gesicht, aber dem will ich gleich abhelfen.

Er griff in die Ledertasche, in welcher sich sein Werkzeug befand, und da seine Hand auf diese Weise schwarz wurde, fuhr er dem Neustädter mit derselben einige Male über's Gesicht.

Donnerwetter, Kamerad, das Ding riecht sehr übel.

Du bist mir ein sauberer Schlosser, dem Kohlen und Feilspäne die Nase kitzeln.

Sind wir also endlich in der Ordnung?

Ich glaube ja. Doch halt, in mir taucht noch ein Bedenken auf.

Kamerad, entgegnete Hans unwirsch, du wirst es nicht ungütig nehmen, wenn ich mich deines früheren Vergleichs bediene und sage, du bist fruchtbar an Bedenken, wie ein alter Unterrock an — Falten.

Oho, verbesserte der Schlosser, ich habe nicht gesagt Falten, sondern —

Schon gut, Kamerad. Jetzt aber heraus mit deinen Bedenken.

Du sollst es gleich hören. Ich gehe zu meiner Liebsten —

Das ist eine abgemachte Sache.

Ich weiß, was ich dort zu thun habe —

Du siehst auch ganz danach aus.

Du aber mußt Reparaturen besorgen. Wirst du dies auch im Stande sein?

Welche Frage? Ich habe dir schon gesagt, daß ich ein Schlosser bin.

Das glaubt dir der Teufel.

Glaubst du es nicht, sagte Hans trocken, dann gib mir mein Gewand her, und ich gehe meiner Wege.

Nein nein! Bruderherz, rief der Schlosser, der in Gedanken schon bei seiner Liebsten war, nur keine Retirade, abgemacht bleibt abgemacht. Doch wo und wann werde ich mein Werkzeug wieder bekommen?

Der Umtausch geschieht morgen früh in meiner Wohnung.

Wo wohnst du?

In der großen Kapuzinergasse beim Krebsenzähler Sebaldus Rothlauf.

Das ist ja ganz in der Nähe.

Getroffen, Kamerad.

Also gehab dich wohl.

Sie verließen das Kaffeehaus.

Als sie auf der Straße anlangten, sagte Hans:

Die Hauptsache hätten wir bald vergessen.

Die Hauptsache? daß ich nicht wüßte.

Ich weiß ja noch gar nicht das Haus, wo die Reparaturen zu besorgen sind.

Komm her, ich werde dich unterrichten. Siehst du den Schwibbogen in dieser engen Gasse?

Ich sehe.

Hinter dem Schwibbogen in der Mauer rechts befindet sich eine Thüre.

Eine offene Thüre?

Nein, eine geschlossene Thüre. Neben derselben ist ein Glockenzug.

Ich weiß Alles.

Nichts weißt du noch, Bruderherz, d'rum höre: An diesem Glockenzuge machst du nach einander vier Züge. Verstanden?

Vier, nicht mehr, nicht weniger.

Sonst wirst du nicht eingelassen.

Also ich gehe.

Halt, Bruderherz, noch Eins. Erweise mir einen Gefallen.

Mit Vergnügen.

Unsere Wege führen nach verschiedenen Seiten. Wir sind pfeifend zusammengekommen, laß uns auch pfeifend aus einander gehen.

Ich bin damit einverstanden.

Wir pfeifen Beide die frühere Melodie, und Jeder geht dabei seines Weges.

Dein Wunsch soll erfüllt werden.

Also fangen wir an.

Das Gassenkonzert begann.

Sie kehrten sich pfeifend die Rücken, und giugen, ohne sich weiter umzusehen, aus einander.

Dreizehntes Kapitel.

Hans durfte kaum zweihundert Schritte zurücklegen, und er stand vor der Pforte in der Gartenmauer. Er hatte den Glockenzug vor den Augen. Schon griff er danach, — doch besann er sich und hielt inne.

Er hielt in seinen Gedanken ein Selbstgespräch, welches ungefähr so lautete: Ich habe mich da muthwillig in eine Situation begeben, die sich für einen ehrsamen Neustädter nicht ziemt; dies kommt daher, wenn man zu Mittag so gut speist. Jetzt, nachdem der Kaffee das Seinige zur Verdauung beigetragen, und ich wieder nüchtern wie ein Spatz bin, jetzt sehe ich es vollkommen ein, daß ich ohne jeden Grund, aus purem Muthwillen, mich in eine Lage versetzt habe, die mir im günstigsten Falle Verlegenheiten, im ungünstigen aber noch etwas Anderes einbringen kann. Wär's nicht besser, wenn ich jetzt noch umkehrte? Es wäre gerade noch Zeit. Ich kann wohl nageln, feilen und hämmern, aber ich bin doch kein Schlosser. Freilich, der arme Teufel, der jetzt bei seinem Schatz ist, den würde ich in nicht geringe Verlegenheit bringen, wenn ich seine Bestellung nicht ausführte, was soll ich also thun, gehen oder

nicht? Aber halt, habe ich nicht mein Wort gegeben? Sein Wort soll jedem Ehrenmanne heilig sein. Also ich gehe.

Der Entschluß war kaum gefaßt, so zog er schon viermal an der Glocke.

Gleich darauf öffnete sich die Pforte.

Hans trat in den Garten.

Die Pforte ging hinter ihm zu, ohne daß er Jemanden bemerkt hätte.

Da wär' ich also, brummte er vor sich hin, jetzt hilft kein Zagen mehr, jetzt heißt es vorwärts mit Gott und für den Schlosser.

Er durchschritt einen Theil des Gartens, bis zu einem niedlichen Hause, welches, ein Stockwerk hoch, von allen vier Seiten zugänglich da stand.

Er betrachtete das Gebäude.

Die Fensterscheiben in der Erdetage waren mit einer weißen Substanz angestrichen, so daß jedem Einblicke von Außen vorgebeugt war.

Vier schlanke Säulen trugen einen Balkon, welcher durch eine Thüre mit dem obern Stockwerke in Verbindung stand.

Unter dem Balkon befand sich die Pforte, die in das Haus führte. Das Gebäude war bereits alt und schadhaft; es hätte bedeutender Reparaturen bedurft, um ein angenehmes Aeußere zu erhalten.

Da die Thüre unter dem Balkone ebenfalls geschlossen war, so faßte Hans den da befindlichen Glockenzug, und zog, — da er für diesen Fall keine Instruktionen erhalten hatte — wie gewöhnlich die Glocke.

Nach einigen Minuten öffnete sich in dem Thürflügel ein kleiner Schuber, und eine Männerstimme fragte: Wer ist es?

Der Schlosser, lautet die Antwort.

Die Thüre ging auf.

Hans prallte zwei Schritte zurück. Ein ebenholz-schwarzer Kerl stand vor ihm.

Warum erschrickt der Esel? sagte der Mohr im Tone eines Beleidigten.

Mein Herr, antwortete Hans sehr höflich, ich glaube als guter Oesterreicher das Recht zu haben, in meinem Vaterlande beim Anblick eines Afrikaners etwas überrascht sein zu dürfen. Ich weiß gewiß, man erschrickt bei Ihnen auch, wenn man plötzlich einen Weißen sieht. Was aber den Esel betrifft, so bemerke ich ganz einfach, daß ich kein Esel, sondern ein Schlosser bin. Sehen Sie, mein Bester, Sie sind, wie ich bemerke, ein Mohr und nebstbei ein Bedienter, was würden Sie von mir denken, wenn ich bei einer ähnlichen Gelegenheit zu Ihnen sagte: Was will der Grobian?

Ich würde nicht denken, sondern prügeln.

Also, versetzte Hans, muß ich dasselbe thun.

Bevor der Schwarze noch zu pariren gedachte, hatte er einen solchen Schlag im Gesicht, daß er mit seinen Händen unwillkürlich nach den Wangen fuhr, und dabei ausrief:

Sie schlagen?

Ich folge nur Ihrem Unterrichte, antwortete der Neustädter überaus höflich, jetzt lassen wir den kleinen Wortwechsel beendigt sein, und zeigen Sie mir die Arbeit.

Die Entschlossenheit und die Kraft des Oesterreichers mußten dem Afrikaner imponirt haben, denn er sagte: Gut — enden wir, ich bleibe schuldig. Kommen Sie —

Der Mohr ging voran, Hans folgte.

Sie gingen die Treppe hinauf, welche nach dem oberen Stockwerke führte. Am Ende derselben befand sich wieder eine Thüre.

Der Mohr klopfte; eine Frauenstimme d'rinnen fragte: Wer ist's?

Ich bin's, der Hassan, antwortete der Schwarze, ich bring' den Schlosser.

Die Thüre wurde geöffnet, Hans trat ein, der Mohr blieb zurück.

Eine alte Dienerin empfing ihn, und hieß ihn, ihr zu folgen.

Nach einigen Schritten kamen sie in eine große Halle, wo mehrere Möbel, Beschläge, Vorhängschlösser umherlagen, die alle reparirt und befestigt werden mußten.

Die Alte ließ ihn allein. Er machte sich an die Arbeit.

Da hat man's, brummte er gleichsam unzufrieden mit sich selbst, drei verschlossene Thüren hinter mir, unten einen geohrfeigten Mohren und in meiner Nähe ein altes Weib. Das ist ein Muster von einem Herrschaftshaus. Aber es geschieht mir schon recht, warum ließ ich mich auch vom Hafer stechen? Der Mohr muß wahrscheinlich der einzige Diener sein, sonst hätte er gewiß seine Kameraden zu Hilfe gerufen, und die Kumpanei hätte mir das Lederzeug angestrichen. Aber so bekam er Respekt vor mir, was so eine Ohrfeige nicht alles wirken kann!

So weit war er in seinem Monologe gekommen, als die Alte plötzlich in der Halle erschien, und ihn zu sich winkte.

Der Neustädter packte sein Werkzeug zusammen und folgte ihr.

Sie leitete ihn durch zwei Kabinette, wies dann auf eine Thüre hin und ließ ihn allein.

Aha, sagte der Neustädter, da soll ich eintreten, da wird es wahrscheinlich neue Arbeit geben, und ich bin mit der andern kaum zu Stande gekommen. Wenn nur schon eine Stunde vorüber wäre, damit ich mich aus dem Staube machen könnte.

Nach diesem herzlichen Wunsche trat er ein.

Er fuhr geblendet zusammen.

Wie tausend Blitze jagte es ihm durch den Leib.

Er mußte sich an den Thürflügel hinter ihm lehnen, um nicht umzusinken.

Ein mit zauberischer Pracht ausgestattetes Gemach umfing ihn.

Schwere vergoldete Möbel bildeten die Einrichtung.

Die Wände und Decke waren eine Mosaik der prachtvollsten Gemälde.

Der Boden, glatt und spiegelblank, schien wie eine bequeme Eisfläche ausgeschliffen.

Aber mehr als Alles dies wirkte auf den jungen Mann eine Frauengestalt, die auf einem von den kostbarsten Teppichen aufgeschichteten Divan da saß, und ihn mit einem Lächeln anblickte, das Todte hätte lebend machen können.

Diese Dame war — Theodosia!

Ein schwarzer Ueberwurf vom echten Lioner Seidensammt, verbrämt mit lichtbraunem Zobel, umhüllte den ätherischen Leib, welcher, hingegossen auf den Divan, jene sinnverwirrende Lage annahm, wie sie die Künstler am liebsten wählen, wenn sie die Ehefrau jenes egyptischen Kämmerers in dem Momente darstellen, wo sie den Sklaven ihres Herrn bei seinem Kleide faßt, und ihn im verbrecherischen Liebeswahnsinn die Worte zuflüstert: „Schlafe bei mir!"

Aus dieser winterlichen Umhüllung schaute der wundersam geformte Kopf mit dem zauberischen Antlitz hervor, so wie eine Frühling athmende Oase, wenn sie durch ein Wunder plötzlich aus einer Schneegegend emportaucht.

Der junge Mann stand starr, unbeweglich, selbst das freundliche Lächeln dieses Wesens vermochte die Wirkung der Ueberraschung nicht aufzuheben.

Erst als die lieblichste aller Frauen die Rosenlippen öffnete, und ihm in einem Tone, der mehr ein Flehen, als eine bloße Einladung ausdrückte, zuflüsterte: „Treten Sie näher, Johann!" erst als dieser Zauberton an sein Ohr schlug, da sammelte er sich, schwankte einige Schritte vor, und ließ sich auf einem Stuhle nieder.

Sein Auge hing wie geblendet an dem Wesen, das, mit allen Reizen weiblicher Anmuth und Liebesseligkeit gesättigt,

auf eine unbegreifliche Weise zu ihm hingezogen wurde, ohne daß er sich eine Ursache hievon anzugeben vermochte.

Theodosia war es, welche die eingetretene Pause wieder zuerst unterbrach.

So sind Sie endlich gekommen, sagte sie lächelnd, aber nicht ohne ergreifende Wehmuth, so lange — so lange haben Sie gezögert!

Hans hätte wahnsinnig werden können.

Er mußte hier Vorwürfe hören, die er nicht verdiente, und noch dazu von einem Wesen, das gar nicht berechtigt war, ihm Vorwürfe zu machen.

Zudem gesellte sich noch ein Umstand, der ihn fast zur Verzweiflung brachte.

Sein Auge fiel nämlich zufällig in eine hinter dem Divan aufgestellte Psyche.

Das Bild, welches ihm aus dem Spiegel entgegenstrahlte, schnellte ihn schuhhoch von seinem Sessel empor.

Er saß da in einer schmutzigen Jacke, mit einer zerrissenen Weste, einem Fetzen-Halstuch und mit einem rußigen Gesicht, das selbst einem Schlotfeger zur Ehre gereicht hätte.

Durch die plötzlich veränderte Situation hatte der gute Junge der Metamorphose gar nicht gedacht, bis er jetzt auf eine so niederschmetternde Weise daran erinnert wurde.

Seine Eitelkeit bäumte sich himmelhoch.

Er hätte in den Boden sinken mögen, wenn es möglich gewesen wäre.

Nur Eines war im Stande seine Aufmerksamkeit von Theodosia abzulenken, und dies war seine äußere Hülle.

Furchtsam und zagend warf er noch einen Blick in den Spiegel, hoffend, daß ihn vorhin ein Schreckbild, ein Phantom genarrt habe, aber nein, es war keine Täuschung, er war es selbst, sein Bild in dem häßlichen Schlosserfutteral starrte ihm entgegen.

Inmitten dieser Pracht, dieses Reichthums, dieser Weich-

heit und Reinheit kam er sich vor wie eine häßliche graue Raupe, die sich auf einer schneeigen Damastfläche niedergelassen.

O dieser Schlosser, dachte er in kaum zu bemeisternder Wuth, wenn ich ihn da hätte, ich möchte ihn zermalmen.

Einen Moment lang kämpfte er mit dem Entschlusse sich zu entfernen, allein er war zu schwach, ihn auszuführen, er blieb.

Diesmal schien Theodosia die Antwort des jungen Mannes mit Hartnäckigkeit abzuwarten.

Hans fühlte auch, daß er etwas sagen müsse, die Verwirrung war aber bei ihm zu einer solchen Höhe gediehen, daß er sich gar nicht mehr entsinnen konnte, was Theodosia zuletzt gesprochen. Er wußte auch nicht, wie er sie anreden sollte. War sie Mädchen oder Frau, Mensch oder Geist, Engel oder Satan?

Der Neustädter befand sich in einer verzweifelten Lage.

Endlich nahm er den ganzen Rest seiner Sinne zusammen und stammelte: Ich bin wahrlich erstaunt, Sie hier zu treffen. Ich kam hieher, um Reparaturen zu besorgen —

Theodosia unterbrach ihn lächelnd, indem sie sagte: O! Sie täuschen mich nicht. Dies Gewand ist nicht das Ihre. Sie sind kein Handwerker. Sie wählten diese häßliche Verpuppung, um endlich — endlich zu mir zu gelangen.

Der Irrthum Theodosia's stärkte den jungen Mann in dem Maße, als sie durch ihn dem Irdischen näher gerückt wurde. Hans war auch nicht gesonnen, sie aus ihrem Wahne zu stören; denn er war froh, einen Anknüpfungspunkt zu haben, der ihm Gelegenheit bot, Erklärungen herbeizuführen.

Er sagte: Sie sprechen so freundlich, so herablassend mit mir, und ich weiß nicht, wie ich Sie anreden solle.

Nennen Sie mich Theodosia.

Aber der Name allein —

Genügt er nicht? Haben Sie ihn nicht schon nennen gehört? —

O ja, aber deßhalb, mein Gott, Sie glauben es nicht, wie mir zu Muthe ist. Ich habe Sie Tage lang nach jenem Abende in der Kärtnerstraße gesucht, ich fand Sie nicht, ich erfuhr nur, daß Sie ein Privatlogis bezogen hatten.

O, versetzte Theodosia, Sie erfuhren nichts, weil ich dort verhindert wurde, Ihnen einige Zeilen zu hinterlassen, und weil die Wärter bestochen wurden, damit sie ja keinen Namen nennen.

Ich habe Sie also gesucht, fuhr Hans fort, aber der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, Ihnen zu Liebe diese Maske zu wählen. Ein Zufall ließ mich den Handwerker finden, der hieher bestellt war, aus Uebermuth und Narrheit übernahm ich seinen Dienst, damit er seine Liebste besuchen könne.

Theodosia erröthete.

Hans endete: Ich hatte keine Ahnung, Sie hier zu finden, hätte ich sie gehabt, ich wäre eher in die Hölle als in diesem Gewande hieher gegangen.

Sie machen mich sehr traurig, antwortete die räthselhafte Dame, ich kenne Sie ja in Ihrer wahren Gestalt, warum hätten Sie eine angenommene Hülle zu scheuen?

Sie kennen mich? Du lieber Himmel, wie glücklich wäre ich, wenn ich von Ihnen das Gleiche sagen könnte.

Theodosia lächelte.

Muß man denn, sagte sie, um sich zu kennen, sich gerade im irdischen Zustande gesehen haben?

Der Neustädter machte ein paar große Augen.

Am Ende ist sie doch ein Geist, dachte er mit einer Anmahnung von Unheimlichkeit, am Ende stehe ich unter dem Einflusse irgend einer Fee.

Dann fügte er laut hinzu: Sie haben recht, ich habe Märchen gehört und gelesen, wo sich zwei Menschen gekannt haben, bevor sie sich gesehen —

Ah, machte die Dame mit einer frohen Miene, die wahrscheinlich ihre Freude ausdrücken sollte, über die endliche Kapacität des jungen Mannes.

Es ist wahr, bestätigte er noch einmal, ich habe solche Märchen gelesen, aber ich habe sie auch immer nur für Märchen gehalten. Was mich außerdem betrifft, so muß ich wieder, und zwar zu meinem Nachtheil gestehen, daß ich Sie, die reizendste aller Frauen, weder irdisch noch überirdisch kenne, daß ich Sie an jenem Abend zum ersten Male sah in meinem Leben, als Sie nämlich in mein Zimmer kamen. —

Halten Sie ein, bat die Räthselhafte, indem sie mit ihren beiden hohlen Händen, augenscheinlich aus Scham, ihr Antlitz verdeckte, wenn Sie mich achten, wenn Sie mich, das Weib, schonen wollen, so erinnern Sie mich nicht an jene unglückselige Nacht. Ich bitte Sie darum.

Hans hatte nun Ursache zu staunen.

Er wurde unwirsch und dachte: Da soll ein Menschenkind klug werden. Unaufgefordert, und ohne daß ich sie kenne, kommt sie in der Nacht auf mein Zimmer, und ich soll sie daran nicht erinnern?

Er schüttelte den Kopf und sagte laut: Gut, ich will davon nie mehr sprechen, aber Sie müssen es doch erfahren, daß ich Sie vorher im Leben nie gesehen habe.

Auch nicht im Traume? fragte die Dame.

Hans sann eine Weile nach, und versetzte treuherzig: Nein! Auch im Traume nicht! Ich schlafe zu fest, um von Träumen beunruhigt zu werden.

Oh, mein Gott, lispelte Theodosia, wie unglücklich bin ich.

Unglücklich? Und warum unglücklich? Weil ich Sie im Traume nicht gesehen? Sehe ich Sie doch jetzt, und freue mich, Sie gefunden zu haben Es ist wahr, ich begreife Sie nicht, Sie sind meinem schlichten Verstande ein Räthsel, ich fasse nicht, wie ich, der einfache, unbekannte Bürgerssohn, dazu komme, von Ihnen, wie Sie sagen, im über-

irdischen Zustande gesehen worden zu sein, ich staune darüber, mich von Ihnen bei meinem Namen genannt zu hören, und fast scheint mir das Ganze ein Traum; aber es ist auch wahr, daß ich seit Wochen tausendmal an Sie gedacht habe, daß Ihr Bild lebhaft vor meinen Augen stand, daß der Name „Theodosia", den Ihnen jener Mann mit furchtbarer Stimme zugerufen, aus meinem Gedächtnisse nicht schwinden wollte, daß eine nie gekannte Unruhe mein Gemüth bewegte, daß Ihr Anblick mich jetzt entzückt. Ja, gewiß, dies Alles ist wahr, ich lüge jetzt eben so wenig als vorhin, da ich Ihren Irrthum bekämpfte.

Die Dame hatte sich während seiner Rede zur sitzenden Stellung erhoben, sie horchte, und ihre Züge nahmen den Ausdruck begeisterter Wonne an. Ein Lächeln der Seligkeit umspielte ihre Lippen.

Wenn Sie wüßten, sagte sie, wie heilsam Ihre Worte meine Seele erheben, Sie würden schon aus christlicher Barmherzigkeit fortsprechen, um mir den lang vermißten Balsam in die blutenden Wunden zu gießen. Ja, Johann! Ich weiß Ihren Namen, er wurde mir geoffenbaret im Traume, ich kenne Sie selbst, denn ich habe Sie schon gesehen im Traume; Ihre Stimme ist mir nicht mehr unbekannt, denn ich habe Sie schon gehört im Traume, und Alles, was Sie vor kaum einigen Augenblicken mir sagten, dies Alles sagen Sie heute nicht zum ersten Male, ich habe es schon oft vernommen, aber freilich nur im Traume. Als ich vor einer Stunde da saß, einsam mit meiner Sehnsucht, allein mit meinem Schmerz, da plötzlich fing es an in meinem Gehirn licht zu werden, mein Blick erweiterte sich, meine Seele begann den Körper zu überfluthen. Das, Johann, verkündete, so wie in jener Nacht, Ihre Nähe. Ich wurde, so wie damals, zu Ihnen hingezogen, und nur weil Sie mir immer näher kamen, vermochte ich's, mich auf dem Sitze zu erhalten, sonst hätte jene unbekannte Gewalt in meinem Innern, so wie damals mich auch heute

zu Ihnen hingezwungen. Diese Gewalt, die mich in Ihrer Nähe beherrscht, sie war und ist mir fremd, ich weiß sie nicht zu nennen, ich weiß nur, daß ihr Ursprung in Ihnen wurzelt. Sie kennen gewiß die natürliche und wunderbare Kraft, die ein Magnet auf das Eisen übt, und die erst dann wirkt, wenn beide Theile in eine gewisse Nähe gebracht werden. So auch ist's mit uns. Sie ziehen mich unwiderstehlich an. Sie sind der Magnet, ich das willenlose Eisen. Selig in Ihrer Nähe, fühle ich namenlosen Schmerz, wenn man mich aus derselben reißt.

Der junge Mann entgegnete: Sie sind ein Räthsel, Theodosia, so für mich, so auch für sich selbst. Ich glaube Ihren Worten, weil es mir unmöglich dünkt, daß in diesen Engelsformen der Geist der Lüge wohnen sollte. Doch gestehen Sie, was fühlten Sie, bevor ein Zufall uns zum ersten Male in solche Nähe brachte, in der ich, wie Sie sagen, Sie beherrsche.

Ich fühlte Sehnsucht, glühende Sehnsucht nach dem Bilde, das seit Jahren in meiner Seele wohnt. Dieses Bild, Johann, ist das Ihre. Ich vermag Ihnen darüber keine Rechenschaft zu geben, denn was ich weiß, wissen auch Sie schon. Sie erschienen mir im Traume, oft, fast allnächtlich. Wir lernten uns kennen, wir sprachen mit einander. Waren meine Träume Leben oder ist mein ganzes Leben nur ein Traum; ich weiß es nicht, ich war glücklich und forschte dem Quell des Glückes nicht nach.

Und ahnten Sie, daß Sie mich hier in Wien finden würden?

Daß ich Sie finden würde? Habe ich Sie doch nie verloren! Sie waren ja immer bei mir, wenn auch nur im Geiste.

Und fühlten Sie kein Verlangen nach dem Wirklichen?

Wußte ich, daß es eine Wirklichkeit gebe? Ich hing an meinem Ideale und dies genügte mir.

Wo liegt Ihre Heimat, Theodosia?

Jenseits des Meeres, es ist das Land der Griechen.

Und Sie selbst, sind Sie keine Griechin?

Ich bin eine römische Katholikin. Ein neues Räthsel für Sie, das sich aber einfach und natürlich lösen läßt. Denken Sie sich ein Kind, das in der frühesten Jugend seine Eltern verliert, und von einem entfernten Verwandten nach einem entfernten Land gebracht und in einem andern Glauben erzogen wird, so haben Sie meine Geschichte.

Und wie kamen Sie hieher?

Darf ich an Sie eine Bitte wagen?

Ich bin bereit, Ihnen Alles zu gewähren.

Dann flehe ich Sie an, in dieser Richtung nicht zu forschen, und mir jede Antwort zu erlassen. Was mein Leben betrifft, so soll es zwischen mir und Ihnen kein Geheimniß geben. Sie sollen Alles erfahren, was Sie zu wissen wünschen, nur Eines nehm' ich aus, und dieses Eine ist mein Verhältniß zu dem Manne, der mich hieher gebracht.

Ihr Verhältniß?

Oh, hegen Sie kein Mißtrauen, verbannen Sie jeden Verdacht, er könnte Sie zum Mißverständniß verleiten und mich in ein unsäglich' Elend stürzen.

Darf ich auch den Namen dieses Mannes wissen?

Es ist der Marquis Saint Germain.

Hans wurde betroffen, denn auch in seinen Augen, so wie in jenen der Mehrheit des Volkes, galt der Chevalier für einen Zauberer, Hexenmeister und Schwarzkünstler.

Die Dame lächelte, doch vermied sie es, eine weitere Bemerkung zu machen.

Der junge Mann, der sich natürlich jenes Gesprächs entsann, welches er beim wilden Mann an der Thüre seiner Nachbarn belauscht hatte, sagte jetzt zu Theodosia: Darf ich noch eine Bitte an Sie richten?

Die Dame nickte bejahend.

Dann gestehen Sie mir, fuhr er fort, ob Sie freiwillig in diesem Hause wohnen?

Diese Wohnung ist meine Wahl.

Werden Sie nicht von dem Mohren bewacht?

Hassan ist nicht mein Wächter, sondern mein Schützer.

Sie dürfen also ausgehen?

So oft es mir beliebt.

Darf auch ich zu Ihnen kommen?

Theodosia sah ihn mit einem Blicke an, den der junge Mann zu deuten nicht wagte. Dieser Blick bejahte die Frage nicht, doch verneinte er sie eben so wenig.

Erlassen Sie mir für heute die Beantwortung dieser Frage, versetzte sie nach einer kurzen Pause, begnügen Sie sich mit der Versicherung, daß kein Mensch auf dieser Erde das Recht hat, Ihr Kommen zu verhindern.

Der junge Mann erhob sich.

Sie verlassen mich schon?

Es beginnt zu dunkeln.

Sie sind um meinen Ruf besorgt. Ich danke Ihnen für diese Aufmerksamkeit.

Ich gehe, ohne zu wissen, wann ich Sie wieder sehen werde.

Wir werden uns bald wieder sehen. Es geschähe aber was da wolle, so verlasse ich diese Wohnung nicht, bevor ich Sie gesprochen habe.

Theodosia, Sie leben, wie ich jetzt weiß, eine Fremde unter Fremden. Der Schutz eines braven Mannes ist in solcher Lage Goldeswerth, wer weiß, was die Zukunft Trübes in ihrem Schooße birgt. Ich bin jeden Augenblick bereit, Ihnen zu helfen, Sie dürfen nur wünschen, und ich bin zur Stelle. Ich will Ihnen daher meine Wohnung anzeigen.

Die Dame ließ ihn nicht vollenden.

Um's Himmelswillen, nein, rief sie mit aufgeregter Heftigkeit, sagen Sie mir Ihre Wohnung nicht, wenn Sie

mich achten, wenn nur ein Funke Wohlwollens für mich in Ihrem Herzen glimmt, so verrathen Sie mir Ihre Wohnung nicht; Johann, ich beschwöre Sie, seien Sie barmherzig und führen Sie ein armes, krankes Mädchen nicht in Versuchung.

Sie hatte sich bei diesen Worten vom Divan aufgerichtet und zu einer fast majestätischen Stellung erhoben.

Die Worte, die sie sprach, waren dem Tone nach eine Bitte, den begleitenden Geberden zufolge ein Befehl.

Die Poesie ihrer Erscheinung wirkte in diesem Augenblicke mit so gigantischer Gewalt, daß selbst Haus, diese gutmüthige, aber hausgebackene Natur, von ihrer Heiligkeit ergriffen, auf die Kniee sank und seine Hände wie zu einer Heiligen flehend erhob.

Ein Engelslächeln Theodosia's kräftigte ihn wie eine glückbringende Verheißung, er erhob sich, und verließ, ohne weiter ein Wort zu wagen, das Gemach.

Theodosia blieb nach seiner Entfernung regungslos stehen.

Sie war bleich und zitterte.

Sie zitterte im Bewußtsein des Schmerzes, der ihr bevorstand.

Jeder folgende Augenblick drohte die Qual zu bringen.

Sie horchte hinaus.

Plötzlich zuckte sie zusammen .....

Ein jammervoller Schrei entrang sich ihrer Brust.

Sie stürzte ohnmächtig auf den Divan.

Wäre die Rose nicht stumm, sie würde solchen Schmerz verrathen, wenn man sie gewaltsam von dem Busche trennt.

Vierzehntes Kapitel.

Das Wunder in der Nacht des siebzehnten Dezembers.

Es war in der Nacht des siebzehnten Dezember, desselben Tages, der im Kalender den Namen des heiligen Lazarus führt.

Die Uhren der Stadt- und Vorstadtthürme verkündeten die zehnte Stunde.

Da wurden zu gleicher Zeit drei von einander entfernt wohnende Personen von einem Besuche überrascht.

Wir wollen diese Personen nennen.

Die Gräfin Leontine von Ostberg in der Herrngasse.

Seine Eminenz der Kardinal-Erzbischof Graf Christof Migazzi im erzbischöflichen Palais auf dem Stefansplatze.

Seine Durchlaucht Fürst Kaunitz-Rittberg, k. k. Hof- und Staatskanzler, in seinem Palais auf Mariahilf.

Wir haben erwähnt, daß jede dieser Personen um die zehnte Abendstunde einen Besuch erhielt.

Wir wollen die Scenen nach einander schildern.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Leontine war eben aus dem Nationaltheater heimgekehrt.

Sie befand sich zufällig in jenem Gemache, wo sie gewöhnlich Gesellschaft zu empfangen pflegte.

Ein Brief, den sie am Nachmittage erhielt, gab ihr Stoff zum ernstem Nachdenken.

Louise hatte sich schon zur Ruhe begeben.

Die Kammermamsell trat bei der Gräfin ein, und meldete einen Kavalier.

Ein Kavalier, sagte Leontine, ich empfange um diese Stunde keinen Besuch, und ich weiß mich auch nicht zu entsinnen, daß ein Besuch angesagt worden wäre. Erkundigen Sie sich um den Namen.

Das Mädchen ging hinaus, kehrte nach einigen Augenblicken zurück und meldete: Hans Steiger aus Wiener-Neustadt!

Leontine lächelte überrascht und versetzte: Er ist mir willkommen.

Das Mädchen entfernte sich. Ein Mann trat ein.

Es schlug gerade zehn Uhr.

Es war nicht Hans.

Der Eingetretene, kaum dreißig Jahre alt, präsentirte eine wirklich noble Gestalt. Seine Haltung, sein Benehmen, sein Anzug waren elegant.

Das ovale Antlitz war ganz bartlos.

Die Stirn hoch, das Auge lebhaft, die Nase edel geformt, die Bildung der Lippen ein fortwährendes Lächeln.

Der Charakter seiner Physiognomie war Anmuth, Lieblichkeit und Geist.

Man kann sich keinen schöneren, keinen einnehmenderen Mann denken.

Im Einklange mit seinem Wesen stand seine Kleidung.

Sie war ganz nach französischem Schnitt. Rock und Beinkleider von himmelblauem Sammt, mit Silberfäden ausgestickt.

Eine Binde von weißem Atlas umschlang den hübsch geformten Hals.

In einem Kuppeltäschchen an der linken Seite stak ein Galanteriedegen, dessen kostbar verzierter Griff aus einer Oeffnung des Rockes hervorguckte.

Hochgestöckelte Glanzschuhe mit Silberschnallen und Seidenstrümpfe bekleideten den nettesten Fuß. Eine Perrücke mit lockigem Seitenhaar deckte den Kopf, zu dessen sonstigen Eigenschaften auch die Klugheit mit eingerechnet werden muß.

Leontine erschrak, als dieser ihr ganz fremde Kavalier eintrat.

Er verneigte sich mit Anmuth und lächelte, Letzteres nicht ohne eine kleine Beigabe von Ironie.

Leontine war sehr böse.

Mein Herr, sagte sie mit finsterm Blick, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, wer Sie aber auch immer sein mögen, so finde ich es eines Mannes von Ehre unwürdig, sich bei einer Dame unter falschem Namen einzuschleichen.

Meine gnädige Gräfin, erwiderte der Fremde mit der wohlklingendsten Stimme, die ein Mann nur haben kann, ich bin wirklich Kavalier.

Um so schlimmer, mein Herr, dann hätten Sie sich um so weniger einer Unwahrheit bedienen sollen.

Um so schlimmer, meine Gnädige, aber nicht für mich, sondern für Sie. Es ist in der That sehr traurig, wenn ein Kavalier bei einer Dame von Stand, bei einer Gräfin von Ostberg, den Namen eines Plebejers annehmen muß, um vorgelassen zu werden.

Leontine wurde roth und biß in ihre rosigen Lippen.

Der Fremde, weit davon entfernt von seiner erlangten Uebermacht Gebrauch zu machen, sagte in einem edelmüthigen Tone: Gnädige Frau, zürnen Sie mir nicht, ich wollte Ihnen nicht wehe thun, ich weiß Frauengefühle zu achten, vergessen Sie, was ich gesprochen, damit unsere fernere Unterredung ohne Groll fortgeführt werden könne.

Aber mein Herr, stammelte Leontine befangen, mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?

Und bescheiden, fast traurig, ohne aufzublicken, erwiderte der Fremde: Ich bin der Marquis Saint Germain

Leontine wich vor Schreck einige Schritte zurück.

Saint Germain sah sie mit einem flehenden Blicke an und sagte: Werden Sie die Gnade haben mich anzuhören?

Die Gräfin winkte ihm bejahend zu, wies stumm auf ein Fauteuil, und nachdem der Marquis sich niedergelassen hatte, nahm auch sie auf einem Sopha Platz.

Der Marquis begann: Vor Allem muß ich Sie anflehen, reizende Gräfin, auf den jungen Mann, dessen Namen ich mißbraucht habe, ja nicht den Verdacht einer Indiscretion zu werfen. Ich versichere Sie auf Kavaliers-Parole, daß er nicht geplaudert hat, und daß ein Saint Germain aus ganz andern Quellen schöpft, wenn er Geheimnisse erforschen will. Zum Beweise der Wahrheit meines Ausspruches will ich Sie an das Schreiben erinnern, welches Sie heute Nachmittag durch die kleine Post erhalten haben.

Leontine wurde abermals betroffen. —

Mein Herr — Sie wissen —

Daß Sie ein Schreiben erhielten? Du lieber Himmel, das zu erfahren, dazu gehört kein besonderes Pyramidentalent, ein in's Haus schleichender Postbote, und das Geheimniß ist verrathen. Aber ich habe schon erwähnt, ich schöpfe nicht aus gewöhnlichen Quellen. Ich weiß nicht nur, daß Sie ein Schreiben bekamen, sondern ich weiß auch, was dasselbe enthält.

Oh, oh, machte die Gräfin.

Der Marquis fuhr fort: Ich weiß nicht nur, was dieses Schreiben enthält, sondern ich bin auch im Stande, Ihnen, wenn Sie es wünschen, den ganzen Brief Wort für Wort aus dem Gedächtnisse herzurecitiren.

Die Gräfin wurde bleich, und griff in der Angst ihres Herzens nach ihrem Busen.

O, wie glücklich ist der Brief, sagte der galante Marquis, dem solche Ruhestätte gegönnt ist.

Leontine zog in der That das erhaltene Schreiben her-

vor, sie wollte sich überzeugen, daß sie auch noch immer in seinem Besitze sei.

Wünschen Sie den Inhalt des Schreibens von mir zu hören? fragte Saint Germain.

Leontine, entschlossen dem räthselhaften Manne keine Klippe aus dem Wege zu räumen, antwortete: Ja!

Saint Germain hielt die Fläche seiner rechten Hand wie einen Schirm vor die Augen, und nachdem Leontine den Brief entfaltet hatte, um sich streng von der Genauigkeit des Wortlautes zu überzeugen, begann der Marquis den Inhalt des Briefes aus dem Gedächtnisse kundzugeben:

„Hochzuverehrende Frau Gräfin!“

„Ihr gänzliches Stillschweigen liefert mir den Be„weis, daß Sie mit dem von mir empfohlenen Bürger„mädchen vollkommen zufrieden sind. Ich bin darüber „sehr erfreut, denn es gewährte mir von jeher viele „Freude, Ihnen dienen zu können.

„Wäre ich von Geschäften nicht überhäuft, ich würde „gewiß so frei sein, meine Aufwartung bei Ihnen zu „machen, allein es ist in diesen Tagen nicht möglich.

„Wie ich wahrnehme, sind Sie mit dem Kapuziner „Pater Innocentius zufrieden, dies freut mich, jedoch „zwingt mich mein Gewissen, Ihnen zu rathen, daß Sie „dem jungen Mann, in Bezug auf Diskretion, keinen „Glauben schenken. Ich habe Gründe, ihm in dieser Be„ziehung nicht zu trauen.

„Wie Sie schon vernommen haben werden, befindet „sich der Marquis Saint Germain in unsern Mauern.“

Halten Sie ein, unterbrach ihn die Gräfin, ich staune Ihr Wundertalent an, und erkläre mich für besiegt.

Sie erlauben schon, gnädige Frau Gräfin, versetzte Saint Germain, da ich den einen Theil des Briefes Ihnen zu Liebe kundgegeben habe, daß ich den andern mir zum Vergnügen wiederhole. Ich fahre also fort:

„in unsern Mauern. Der Mann scheint etwas im Schilde „zu führen. Dies zu erfahren, wäre für mich von großer „Wichtigkeit. Ihnen, meine Gnädige, wird es ein Leichtes „sein, dem Marquis Interesse einzuflößen. Ich traue auf „Ihre Klugheit und auf Ihren guten Willen, den Sie „bisher uns gegenüber an den Tag gelegt haben. In der „Hoffnung, von Ihnen baldigst Näheres zu erfahren, „zeichne ich mich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz „Ergebenster

Leonhard Baron v. Dienstag.“

Leontine verbarg den Brief zitternd in ihrem Busen.

Der Marquis ließ seine Rechte von dem Gesichte herabsinken, und sah die Gräfin lächelnd an.

Ein unheimliches Schweigen griff um sich.

Der Marquis machte demselben ein Ende, indem er wieder das Wort nahm:

Ich hoffe, gnädige Frau, daß Sie meinem Muthe die gebührende Anerkennung nicht versagen werden. Sie blicken mich fragend an? Gehört dazu vielleicht kein Muth, sich freiwillig in die Gefahr zu begeben? Der ehrenwerthe Briefsteller behauptet, es würde Ihnen ein Leichtes sein, mir für Sie Interesse einzuflößen, und ich suche Sie selbst auf, stürze mich in die Flammen Ihrer Augen, lasse mich umschnüren von Ihren Reizen, und überliefere mich Ihnen mit Leib und Seele; gehört dazu nicht viel Muth? Oder halten Sie mich, gnädige Frau, für einen unempfindlichen Barbaren, ohne Herz, ohne Sinn für Schönheit?

Herr Marquis, versetzte Leontine, fast gekränkt, sind Sie gekommen, eine schwache, wehrlose Frau zu demüthigen? Wollen Sie es mich empfinden lassen, daß ein Mann es gewagt hat, mir Dinge zuzumuthen, die Ihre Eigenliebe mit Recht verletzen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß der Schreiber dieses Briefes nicht berechtigt ist, an mich eine solche Zumuthung zu stellen. Dies meine einzige Vertheidigung.

Mir gegenüber hat es derselben nicht bedurft, denn für mich — ich spreche dies nicht um zu prahlen, und es steht Ihnen frei, mir es zu glauben oder nicht — für mich gibt es keine Geheimnisse. Ich erforsche Alles, was ich wissen will. Ich bin nicht gekommen, Sie zu demüthigen, sondern Ihnen zu dienen, ich bin auch überzeugt, daß Sie nichts thun werden, um mir Interesse für Sie einzuflößen, im Gegentheil, ich wünsche, daß Sie sich für mich interessiren. So hören Sie denn: was in dem Briefe von dem Pater Innocentius gesagt wird, ist eine aus der Luft gegriffene Verleumdung. Man geht nämlich damit um, Ihnen statt des jungen Kapuziners einen andern seines Ordens zum Messelesen aufzudringen.

Und warum dies?

Die Gründe sind, ich muß aufrichtig sein, Neid und Verdacht.

Verdacht? rief Leontine in einem Tone, der bewies, daß sie in diesem Falle wirklich rein von jeder Schuld war.

Ja, Verdacht, erwiderte der Marquis, Sie kennen wohl das alte Sprüchlein, wie der Schelm ist, so denkt er. Um jedoch den ausgesprochenen Verdacht zu bemänteln, wird man einen Vorwand benützen. Der junge Pater ist nämlich bei seinen Obern des Liberalismus verdächtig. Er steht mit Rautenstrauch, Molinari in Verbindung, kennt de Therme, Blarer und andere freisinnige Männer, er ist mit einem Worte ein Kaiserlicher und kein Römling. Gründe genug, den jungen Freidenker zu zügeln, ihm jede Verbindung mit der Außenwelt abzuschneiden, um ihm dadurch die Vorwände zum alleinigen Ausgehen zu benehmen. Es wäre schade um den jungen Mann. Er ist ein Talent, ein Feuerkopf — doch nun zu etwas Anderm, und zwar zu der Ursache meines heutigen Besuches. Ich habe eine Bitte an Sie.

Die Gräfin sah ihn fragend an.

Sind Sie geneigt mir eine Bitte zu gewähren?

Nicht unbedingt, versetzte Leontine.

Ich bin zu jedem Gegendienst bereit. Vor Allem lassen Sie uns Freunde werden.

Leontine lächelte und sagte: Aber ohne inneres Interesse. —

Ich bin's zufrieden.

Sie sehen, ich bin aufrichtig.

Das freut mich.

Also kommen Sie zur Sache, Herr Marquis.

Ich bin dabei. Ein Fräulein, das meiner Obhut anvertraut ist, Sie sehen, ich bin auch aufrichtig, befindet sich in Wien. Ich wünschte nun, daß diese Dame einige Male an ihrer Seite, schöne Gräfin, öffentlich erscheine.

Herr Marquis —

Fürchten Sie nichts, gnädige Frau, mein Schützling ist die personifizirte Tugend, aber Eines muß ich dennoch bemerken, sie ist eine Venus an Schönheit, eine Juno an Hoheit.

Ei, ei, Herr Marquis, drohte Leontine schalkhaft, unter solchen Verhältnissen wäre es mir freilich schwer gewesen, Ihnen Interesse einzuflößen.

Saint Germain machte eine Schulterbewegung und zog zugleich die Stirn in Falten, ohne jedoch etwas zu erwidern.

Können Sie mir auch die Gründe Ihrer Bitte angeben, Herr Marquis?

Dies, meine reizende Gräfin, bin ich im Augenblick nicht im Stande. Doch Sie haben mich vorhin unterbrochen; ich bin noch nicht zu Ende.

Noch nicht?

Die Hauptsache kommt erst. In dem Falle, daß Sie in meine Bitte willigen, dürften Sie meinen Schützling nicht als Fremde, sondern als Freundin behandeln, und

wenn Sie erst das Mädchen gesehen haben, beim Himmel, ich wette, Sie werden sich zu ihm hingezogen fühlen.

Sind Sie jetzt zu Ende, Herr Marquis?

Ich bin zu Ende, und was ist Ihre Antwort?

Wünschen Sie dieselbe gleich?

Wenn auch nicht augenblicklich, so wenigstens in den nächsten Tagen.

Sie soll Ihnen werden.

Darf ich auf eine günstige hoffen?

Ich werde den Entschluß erst fassen, doch glaube ich, daß ich nicht „Nein“ sagen werde.

Rechnen Sie auf meinen Dank, Frau Gräfin?

Beide erhoben sich.

Bevor ich gehe, noch eine Bitte. Wie viel ist es jetzt an Ihrer Uhr?

Die Dame blickte nach der Uhr.

Es war gerade Eilf.

Ich bitte, wollen Sie gnädigst den Tag und die Stunde meines ersten Besuches im Gedächtnisse behalten. Wir haben heute den siebzehnten Dezember, ich bin um die zehnte Stunde gekommen, und entferne mich Punkt Eilf aus Ihrem Gemache.

Die Gräfin blickte ihn stutzend an, er küßte ihr ehrerbietig die Hand, machte eine tiefe Verbeugung, und ging gemessenen Schrittes aus dem Gemache.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Es war in derselben Nacht des siebzehnten Dezembers.

Der Kardinal-Erzbischof von Wien schritt in seinem Gemache nachdenkend auf und nieder. Vom Stefansthurme herab erdröhnte die zehnte Stunde.

Da ging eine geheime Tapetenthüre auf.

Zum Schrecken des Erzbischofs trat ein fremder Mann von kaum dreißig Jahren ein.

Seine Erscheinung war höchst elegant.

Seine blausammt'ne silbergestickte Kleidung verrieth französischen Ursprung.

Sein Antlitz war rein, seine Stirne hoch, das Auge lebhaft, die Nase edel geformt, die Lippe fortwährend zu einem Lächeln gestaltet.

Aus der Seitenöffnung des Rockes sah der kostbar verzierte Griff eines Gglanteriedegens hervor. Den einnehmenden klugen Kopf deckte eine Perrücke mit lockigem Seitenhaar.

So wie in derselben Zeit die Gräfin von Ostberg, so erschrak auch der Kardinal.

Mein Herr, fragte er barsch, wie kommen Sie zu dieser Thüre herein?

Statt aber zu antworten, fragte der Eingetretene mit fast burschikosem Tone: Haben Euere Eminenz vielleicht jemand Andern erwartet — vielleicht gar — oh, oh — Euere Eminenz, ich wag' es kaum zu denken.

Der Kardinal wurde über und über roth, Verlegenheit hatte sich seiner bemeistert, doch bezwang er sich, und indem er einen drohenden Ton annahm, der ihm aber sehr schlecht gelang, sagte er: Entfernen Sie sich, oder ich werde die Dienerschaft herbeirufen.

Dies könnten Euere Eminenz in dem Falle thun, erwiderte der Mann mit dem Galanteriedegen, wenn Euere Eminenz ein Liebhaber von Skandalen wären, was ich aber kaum glaube. Angenommen aber, ich wäre nicht der, der ich bin; angenommen, ich wäre ein ganz gewöhnlicher Mensch. Was würde Ihnen Ihre Dienerschaft nützen? Sie könnten mich allenfalls bei der Hausthüre mit Gewalt hinauswerfen lassen, und ich würde bei der geheimen wieder hereinkommen, oder würden Sie vielleicht morgen diese Thüre vermauern lassen? Das würde Ihnen ebenfalls wenig nützen, denn bedenken Sie nur, Herr Kardinal, das Aufsehen, wenn übermorgen eine Flugschrift erschiene, mit dem Titel: „Der geheime Gang im erzbischöflichen Palais, oder

wie Seine Eminenz der Herr Kardinal-Erzbischof von dem Marquis Saint Germain zum ersten Mal besucht wurde."

Migazzi fuhr bei diesem Namen zurück, als ob er von einer Schlange gestochen worden wäre. Er wagte es kaum, den Fremden anzublicken. Mit Mühe vermochte er die einzelnen Worte zu stammeln: Sie — sind — der

Der Andere kam ihm zu Hilfe, indem er nachlässig die Worte hinwarf: Ja, ich bin der Marquis Saint Germain.

Nach einer Weile setzte er mit aller Courtoisie, die ihm zu Gebote stand, mit sehr feiner Betonung hinzu: Es thut mir leid, Eminenz, Ihnen einige Augenblicke unangenehm zu sein, ich werde jedoch meinen Fehler wieder gut machen. Ich habe diese ungewöhnliche Weise meines Besuches nur gewählt, um Euere Eminenz zu schonen.

Mich? fragte der Prälat, auf's Höchste erstaunt.

Ja, Sie! Denn sehen Sie, Herr Kardinal, angenommen, ich wäre am Tage gekommen oder auch am Abend, ich wäre natürlich in meiner Equipage vorgefahren, hätte mich anmelden lassen, und am andern Morgen würde ganz Wien von dem Besuche gesprochen haben, den Saint Germain beim Erzbischofe abgestattet hat. Und was hätten die guten Wiener da Alles kombinirt? Und Ihre Feinde, Ihre zahlreichen Feinde, Herr Kardinal, welchen Lärm hätten sie geschlagen.

Da haben Sie nicht ganz Unrecht, Herr Marquis, erwiderte der Kirchenfürst mit stolzem Tone, aber war es denn auch unumgänglich nothwendig, daß Sie mich überhaupt besuchten?

Es war nothwendig, Eminenz, denn ich wollte mich weder mit dem Herrn Matt und Leonhard, noch mit dem Grafen Garampi, noch mit den Kapuzinern in Verbindung setzen; ich halte es mit dem trivialen österreichi-

schen Sprüchlein, und gehe lieber zum Schmied als zum Schmiedl.

Migazzi wurde bei der Aufzählung seiner Verbündeten wieder verlegen.

Mein Herr, sagte er zagend, Sie haben da vorhin Namen genannt —

Die Euere Eminenz wohl kennen, unterbrach ihn Saint Germain, gleichsam um ihm eine Ausflucht zu ersparen, bei denen Sie sich aber wundern, daß auch ich sie kenne. Du lieber Himmel, da gibt es noch andere Dinge und Wesen, die mir nicht unbekannt sind, trotzdem ich nicht das Glück hatte, unter der vorigen Regierung Mitglied der Keuschheitskommission gewesen zu sein.

Migazzi fühlte die teuflisch-boshafte Bemerkung wie einen feinen Nadelstich in sein Herz gleiten, aber er hütete sich den Handschuh aufzuheben, sondern wich der Gefahr durch eine geschickte Wendung aus.

Sie sind also gekommen, sagte er mit einem viel geschmeidigeren Tone als bisher, sich mit mir in Verbindung zu setzen?

Verzeihen Eminenz, dieser Ausdruck wäre meinerseits einem so hohen Würdenträger gegenüber zu kühn. Man spricht anders von dem Gebieter und anders von den Werkzeugen.

Der Stolz des Erzbischofs fühlte sich durch diese Bemerkung geschmeichelt. Er wurde herablassender, freundlicher.

Wollen Sie mir also die Ursache Ihres Besuches bekannt geben? fragte er.

Saint Germain erwiderte: Ich kam, um Euerer Eminenz zu dienen.

Um mir zu dienen! rief Migazzi nicht ohne Selbstvergnügen, fürwahr; wem ein Marquis von Saint Germain gefällig zu sein sich entschließt, der kann auf tüchtigen Succurs bauen.

Ich bin nicht ganz ohnmächtig.

Wie bescheiden; ich habe von Ihnen Dinge gehört, die Sie zum Mächtigen stempeln.

Ich besitze einige Kenntnisse in den geheimen Wissenschaften, und habe einen Scharfblick, vor dem es keine Geheimnisse gibt. Kennen Euere Eminenz schon das neueste Ergebniß in Rom?

Der Kardinal verneinte etwas verwirrt diese Frage.

So will ich es Ihnen mittheilen. Sie haben jüngst die Nachricht von einem Entschlusse Seiner Heiligkeit des Papstes erhalten. Bei dieser Gelegenheit ist der Kourier des Nuntius um zwölf Stunden später gekommen wie jener des Herrn von Matt. Nun will ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen, da mein römischer Kourier jederzeit um vier Tage früher eintrifft, wie jener des Herrn von Matt. Wir haben heute den siebzehnten Dezember. Vorgestern — nämlich am fünfzehnten — ist in Rom das offene Breve unterzeichnet worden, welches den Wunsch Euerer Eminenz realisiren wird.

Der Kardinal wurde von Freude und Staunen überfallen.

Wär' es möglich! rief er, das Breve ist bereits unterzeichnet, es wird also längstens in einigen Tagen hier sein, und vorgestern geschah es — aber Herr Marquis, Sie erlauben mir schon eine Frage — am fünfzehnten in Rom unterzeichnet, und am siebzehnten Abends in Wien bekannt, das ist nicht möglich!

Nicht möglich? Und warum nicht?

Weil kein Kourier in dieser Zeit einzutreffen vermag.

Dafür bin ich aber auch der Marquis Saint Germain, daß ich keines gewöhnlichen Kouriers bedarf.

Die nächsten Tage werden zeigen, ob Ihre Angabe sich bestätigt, sagte der Prälat.

Ganz gewiß, erwiderte der Marquis. Und nun, Herr Kardinal, will ich Ihnen den ersten Dienst erweisen.

Ich bin gespannt.

Ich will Sie warnen.

Warnen? Vor wem? Vor meinen Feinden?

Nein, Eminenz, vor Ihren Freunden, und zwar vor Herrn von Matt.

Herr Marquis —

Eminenz, trauen Sie Herrn von Matt nicht.

Aber, Herr Marquis —

Es steht Ihnen frei, Herr Kardinal, von meiner Warnung Nutzen zu ziehen oder nicht, aber ich rathe Ihnen, trauen Sie ihm nicht. Euere Eminenz wähnen in ihm ein Werkzeug zu besitzen, und er ist auf dem besten Wege, aus Ihnen eines zu machen.

Herr Marquis, Sie verletzen.

Der Arzt verursacht ebenfalls Schmerzen, aber er heilt die Wunde.

Was Sie behaupten, kann nicht sein. Sie irren sich.

Ich irre selten. Diesmal am wenigsten.

Ich weiß keinen Grund, um Herrn von Matt mein Vertrauen zu entziehen.

Aber ich weiß einen.

So sprechen Sie.

Weil auch er Ihnen nicht traut.

Und warum nicht?

Weil — doch ich fürchte wieder zu verletzen.

Sprechen Sie ungescheut.

Ich will, um Euere Eminenz zu schonen, eine Fabel zum Mittel wählen. Es war einmal ein Jude. Ich spreche von einer Zeit, wo die Juden noch nicht geduldet waren, und wo sie noch nicht das Recht besaßen, Menschen sein zu dürfen. Dieser Jude wurde Christ, die ganze Welt wußte, daß er es nicht aus Gewissensdrang that, sondern um der irdischen Vortheile der Christen theilhaftig zu werden. Was geschah? Während er früher nur von Christen verspottet ward, wurde er es jetzt von Jud und Christ. Die Juden sahen in ihm einen Abtrünnigen, die Christen trauten ihm

als Renegaten nicht. Und dies Alles geschah deßhalb, weil nicht Ueberzeugung, sondern Vortheil ihn geleitet hatte.

Saint Germain schwieg.

Der Kardinal sah düster zu Boden.

Man traut mir nicht! murmelte er vor sich hin, dann erhob er sein Haupt und sagte zu dem Marquis mit ernster Stimme: Man thut mir Unrecht, mich für einen Mann zu halten, der seiner Ueberzeugung untreu geworden ist. Ich war einst ein Beförderer des Fortschrittes und der Aufklärung, wenn ich es nicht mehr bin, so ist die gemachte Erfahrung daran Schuld und nicht der Eigennutz. Mögen meine Feinde mich immerhin einen politischen Renegaten nennen, mögen sie meinen Handlungen die unlautersten Motive unterlegen, ich fühle mich über alle Anschuldigungen erhaben, denn ich jage nicht nach Idealen, sondern erwäge stets die Zeit und den Ort meines Wirkens. Herr Marquis, Sie haben sich mir, wenn auch auf etwas sonderbare Weise, so doch freundlich genähert; was auch die Welt von Ihnen halten möge, daß Sie ein kluger Kopf sind, darin kommen Alle überein. Gestehen Sie also selbst frei und offen, kann das jetzige System zum Heile führen?

Wenn Euere Eminenz fragen: Ob es zum Heile führe? so antworte ich mit Ja! Wenn Sie aber fragen: Ob es ein Heil sei? so antworte ich: Nein!

Erklären Sie sich deutlicher.

Die Erklärung ist ganz einfach. Das jetzige System, als Frucht betrachtet, hat keine Dauer, folglich keinen Werth, aber als Same für eine künftige Zeit ist es von ungeheurer Bedeutung und von einer unermeßlichen Fruchtbarkeit.

Sie sind also ein Anhänger des Kaisers?

Eminenz irren, ich bin nur ein Anhänger der Zukunft.

Sie billigen aber sein System?

Eminenz vergeben, man billiget Manches, was man nicht ändern kann.

Sie weichen mir aus, ein Beweis, daß Sie sich mir nicht nähern wollen.

Finden Sie dies wünschenswerth, Herr Kardinal?

Soll ich aufrichtig sein? Ja, Herr Marquis.

Ich habe aber versprochen, mich neutral zu verhalten. Ich bin der Parteikämpfe müde; wenn man, so wie ich, ein Jahrhunderte langes Leben führt, da bekömmt man des ewigen Haders genug.

Wird Ihnen das Einhalten einer strengen Neutralität auch möglich sein?

Mir ist Alles möglich, was ich beschließe; denn ich bin so klug, nichts zu beschließen, was mir unmöglich ist.

Sie nehmen also meinen Antrag nicht an?

Weil ich alle Anträge zurückweise; außer denn, es müßte sich's Jemand einfallen lassen, den Löwen aus seiner Höhle zu locken.

Saint Germain betonte die letzteren Worte so markig, daß sie dem Kardinal auffielen. Seine Verlegenheit bezeugte auch, daß er sich dieser seiner eigenen, zu Herrn Matt gesprochenen Worte entsann, als jüngst von dem Marquis die Rede war.

In diesem Augenblicke schlug es eilf Uhr.

Eminenz vergeben, sagte der Chevalier, meine Stunde schlägt.

Sie eilen schon? Sie werden wohl wieder von sich hören lassen?

O gewiß. Zum Schluß eine Bitte. Wie Euere Eminenz die Gnade haben, sich zu entsinnen, so bin ich Punkt zehn Uhr in dieses Gemach getreten, und verlasse es jetzt um die eilfte Stunde. Wollen Sie diesen meinen Besuch mit Angabe der Stunde und des Datums, wir haben heute den siebzehnten Dezember, gnädigst vormerken. Es dürften diese Zeilen Ihnen und mir nützlich werden.

Der Kardinal sah ihn forschend an.

Saint Germain verbengte sich, und verließ mit gemessenen Schritten das Gemach.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es war in der nämlichen Nacht des siebzehnten Dezembers.

Ueber das Glacis gegen die Mariahilfer Hauptstraße rasselte eine mit vier prächtigen Schimmeln bespannte Karosse.

Außer den beiden Laternen von Krystallglas, welche rechts und links des pelzumhüllten Pferdelenkers befestiget waren, und ihr Licht freigebig genug auf die winterliche Straße warfen, liefen noch zwei herrschaftliche Laufer mit lodernden Fackeln vor den Pferden einher, um auf diese Art als Wegweiser, Beleuchter und Geschwindigkeitsmesser zu dienen.

Auf dem Bock rückwärts stand ein reichgallonirter Husar.

Das prachtvolle Gespann bewegte sich in majestätischem Trabe die genannte Hauptstraße hinauf, bog, als es oberhalb der Pfarrkirche, in der Nähe des heutigen Kreuz-Gasthauses angelangt war, links ein, und rasselte dann durch das geöffnete Thor der Villa „Kaunitz," jenes anmuthigen geschmackvollen Landhauses, welches eben so durch seine Einfachheit, als durch seine Anordnung, damals, wenn auch nicht zu den prächtigsten, so doch zu den angenehmsten und anziehendsten Gartenpalästen in den Vorstädten Wiens gezählt wurde.

Der Besitzer, Erbauer und Bewohner dieses Hauses war Seine Durchlaucht Anton Wenzeslaus Fürst von Kaunitz-Rittberg, kais. königl. Hof- und Staats-Kanzler, von den gutmüthigen Wienern, und auch bei Hofe gewöhnlich „der Fürst" oder auch „unser Fürst" genannt.

Als die erwähnte Karosse in dem Vorhofe anlangte, flog der Diener vom Bocksitz, öffnete den Schlag und ein

junger, kaum dreißigjähriger Mann sprang aus der Kutsche, und eilte in das Haus.

Dieses ist zwei Geschoße hoch, ohne besondere Pracht, aber so hübsch erfunden, daß „der Fürst," der die Anlage und den Plan dazu selbst gefertigt hat, auch in der Baukunst einen rühmenswerthen Geschmack verräth.

Was die innere Eintheilung betrifft, so war damals nebst einem prächtigen Gesellschaftssaal, der durch zwei Stockwerke durchging, das Wohnzimmer des Fürsten am beachtenswerthesten.

Es war von beträchtlicher Größe, und zeichnete sich durch seine Einfachheit und Nettigkeit. aus.

Wie im ganzen Hause, waren auch hier die Möbel modern, ohne Glanz, aber überaus niedlich. Herrliche Gemälde zierten die Wände.

Die Fürst Kaunitz'sche Gemäldesammlung in diesem Landhause gehörte damals zu den Sehenswürdigkeiten Wiens. Der Fürst hatte sie durch eine beträchtliche Zahl vermehrt, die er von seinem Schlosse Austerlitz in Mähren hieher bringen ließ. Er selbst war ein feiner Kunstkenner.

Unter den Gemälden im Wohnzimmer des Fürsten prangten drei „heilige Familien", Meisterwerke weitberühmter Künstler, von denen die dem Platze nach „mittlere" Raphael zu ihrem Schöpfer hatte.

Noch ein Bild war in neuester Zeit, wir sprechen natürlich vom Jahre 1781 — hinzugekommen.

Es war dies ein Bild des greisen Fürsten in ganzer Statur, wie er neben dem Brustbilde der Kaiserin Maria Theresia steht.

Dies Gemälde hatte die unsterbliche Regentin vor etwas mehr als einem Jahre, also kurz vor ihrem Tode, dem Staatskanzler, als ihrem bewährten Freunde, verehrt. Kaunitz zählte es zu seinen liebsten Bildern.

Das Gemach, dessen wir erwähnt, war nicht nur das

Wohn-, sondern auch das Arbeits- und Schlafzimmer des Fürsten. Hier empfing er auch Fremde, die ihm als Privatpersonen vorgestellt zu werden wünschten. Hier finden wir ihn auch in dem Augenblicke, als die von uns erwähnte Karosse in den Vorhof rasselte.

Wir bemerken in dem Fürsten eine große Gestalt von einer überaus würdigen Haltung und einem imponirenden Aeußeren.

Trotz der siebzig Lebensjahre ist der Kopf noch nicht gebeugt, dieser Kopf, der seit dreißig langen Jahren Oesterreich auf einer rühmenswerthen Bahn geleitet, der in die Politik des Welttheils mit Riesenkraft eingegriffen und die Augen aller Höfe auf sich gelenkt hatte.

Trotz der siebzig Lebensjahre steht der Mann noch rüstig da, in der ganzen Fülle seines aristokratischen Wesens, im ganzen Bewußtsein seiner großen Eigenschaften und mitunter auch kleinlichen Schwächen, in der ganzen Macht seines ehemaligen unbegrenzten Einflusses, durchdrungen von der ganzen Hoheit seiner Stellung im Staate und in Europa; jeder Zoll ein Fürst, jeder Zoll ein Diplomat im schönsten Sinne der alten Zeit.

Trotz der siebzig Lebensjahre erkennt man in ihm noch jetzt den einst schönen Mann, der in Rom, Florenz, Turin, Brüssel, Aachen und Paris von sich reden gemacht; der mit sammt seinem deutschen Michelthum in den Pariser Salons den Glauben an die Barbarei Oesterreichs wankend machte, der die Kunst verstand, mit der verkörperten Tugend einer Maria Theresia umzugehen, und sich bei dem lebendigsten Gegensatze derselben, bei der Pompadour, in Gunst zu setzen.

Wer hätte in diesem Augenblicke in dem Manne mit dem langen warmen Pelzrock, mit der freilich aristokratisch weißen Halsbinde, mit der originellen fünfzipfeligen Perrücke, den großen Staatsmann gesucht, wenn seine Gestalt, seine Manieren es nicht verstanden hätten, seine Hülle zu adeln.

Aber selbst diese Hülle, so einfach sie auf den ersten

Anblick aussah, so wenig sie, so was man sagt, in die Augen fiel, selbst diese Hülle entsprach bei einer genauen Untersuchung dem Geschmacke des heiklichsten Wählers; denn der greise Staatsmann hatte einst nicht vergebens an den sybaritischen Höfen der Bourbonen gelebt, wo er gelernt hatte, und zwar aus hoch politischen Rücksichten, den damaligen Pariser Muscadin und Gamin zu kopiren, und wo ihm besonders Anfangs, wie der sarkastische Anemonen-Schreiber, der Boshafteste aller Boshaften bemerkt, der deutsche Pedant und umständliche Zierbengel, alle Augenblicke in den Nacken schlug. Späterhin da war es freilich ganz anders, da hieß es:

„Im Norden beim Haus Oesterreich da sind doch auch noch Menschen wie Unsereiner, und dieser Herr von Kaunitz könnte sich alle Stunde für einen altgebackenen Franzosen ausgeben!“

Als der Fremde, dessen Ankunft wir eben erwähnt haben, in das Gemach trat, saß der Staatskanzler unbeschäftigt an seinem Arbeitstische, und hatte die Vorderseite des Körpers gegen den Eingang gerichtet.

Der Eingetretene trug ein blausammt'nes silbergesticktes Gewand, Glanzschuhe, Seidenstrümpfe, Perrücke, Galanteriedegen, weiße Halsbinde u. s. w.

Es waren dieselbe Eleganz, dieselbe feine Haltung, dasselbe bartlose ovale Gesicht, dieselben schönen Gesichtstheile, dieselbe Anmuth und Lieblichkeit, wie wir sie bereits zweimal gefunden, zweimal geschildert haben, freilich an zwei andern ganz verschiedenen Orten, aber genau um dieselbe Zeit, denn als der Chevalier in das Gemach des Fürsten trat, schlug die Pendeluhr die zehnte Abendstunde, und die Glocke auf der Mariahilfer Pfarrkirche wiederholte gleichsam zur Bestätigung dieselbe Stunde.

Der Chevalier machte eine ehrerbietige Verbeugung, und sagte mit seiner wohlklingenden Stimme: Eure Durchlaucht, der Marquis von Saint Germain wird die hohe Ehre und das namenlose Glück Ihnen, dem großen Staatsmann des

Welttheils, aufwarten zu dürfen, nie vergessen. Die zehnte Abendstunde des siebzehnten Dezembers Anno 1781 wird zu den merkwürdigsten seines Lebens gezählt werden.

Der Sprecher betonte die letzteren Worte so scharf, daß der Fürst die Uhr unwillkürlich anblickte; zugleich erhob er sich von seinem Sitze, machte eine leichte Verbeugung, und erwiderte mit aristokratischer Kürze: Ich grüße Sie, Herr Marquis.

Er wies auf einen Stuhl unweit von dem seinen und nahm seinen Platz wieder ein. Saint Germain ließ sich ebenfalls nieder.

Durchlaucht, begann der Marquis, ich genieße nicht den Ruhm von Ihnen gekannt zu sein.

Doch, doch, bemerkte der Staatskanzler, aber nur dem Namen nach, par Renomée. —

Ich aber war bereits der Ehre theilhaftig, Eure Durchlaucht zu sehen.

Wahrscheinlich in Paris?

Um Vergebung, Durchlaucht, in Aachen beim Friedenskongreß, und zwar beim französischen Gesandten Herrn von Saint Severin.

Die Erinnerung an Aachen und auf den dort besiegelten Frieden machte auf den greisen Staatsmann die Wirkung eines Sonnenstrahls, der in ein Prisma fällt. Die Tage seines diplomatischen Ruhmes tauchten regenbogenfarbig vor ihm auf. Der Aachner Friede, Kaunitzen's Werk, war der Grundstein zu seiner staatsmännischen Größe. Der Fürst war der Gründer der französischen Allianz, welche später die Vermälung Maria Antoinette's, der Schwester Kaiser Josef II. mit Ludwig XVI. anbahnte. Einer Verbindung, die leider verhängnißvoll wurde, da nebst unzähligen Warnungen, auch jene Josef's bei seinem ersten Besuche in Paris nicht nur fruchtlos verhallte, sondern sogar von Seite seiner Schwester und des hohen Schwagers sehr ungnädig aufgenommen wurde.

Saint Germain hatte die Achyllesferse des Fürsten berührt.

Der Mann, der so viel Selbstschätzung besaß, daß er bei einer Sache, die er recht loben wollte, zu sagen pflegte: Das hätte ich selbst nicht besser machen können, dieser Mann mußte bei Erwähnung einer Epoche, in welche der Ursprung seines Ruhmes fiel, von Selbstzufriedenheit überfließen, und sich dem klugen Schmeichler freundlich zuwenden.

Die günstigere Stimmung des Fürsten manifestirte sich darin, daß seine Rede etwas weniger steif wurde, und bedeutend von der früheren Feierlichkeit verlor.

Sie haben mich beim Kongreß in Aachen gesehen? bemerkte Kaunitz, an den dürften Sie sich schwerlich erinnern, Herr Marquis. Der Kongreß fand Anno acht und vierzig statt, also vor 33 Jahren, wie alt waren Sie damals?

Saint Germain versetzte: Gerade so alt, wie heute, Durchlaucht!

Der Staatskanzler, ohne irgend eine Bewegung kund zu geben, erwiderte mit der ihm eigenthümlich gewesenen Starrheit: Richtig, Sie Herr Marquis sind ja Derjenige, der nie alt wird, und an fünf, sechs Orten zu gleicher Zeit erscheint?

Ja, Durchlaucht, der bin ich!

Statt Verwunderung oder Zweifel über diese Behauptung zu äußern, bemerkte der Fürst mit einer echten Steppen-Dürre: Schade, daß Sie kein Diplomat geworden sind.

Während seine übrigen Züge versteinert blieben, verrieth ein sekundenlanges Zucken in der Gegend seiner Mundwinkel, daß er selbst über seinen gefrornen Witz schmunzle.

Saint Germain übersah dieses, und antwortete mit echt französischer Galanterie: Mit diesen Eigenschaften ein großer Staatsmann zu sein, wäre kein Verdienst.

Kaunitz wurde abermals wärmer.

Es scheint, Herr Marquis, Sie wünschen etwas von mir zu erbitten.

Woraus schöpfen Durchlaucht diese Vermuthung?

Weil Sie mir schmeicheln.

Ich bin kein Mensch wie die Andern; ich schmeichle, wenn ich gewiß sein will, daß man das, was ich biete, nicht zurückweise.

Sie bieten mir? fragte der Fürst etwas pikirt.

Eine für Oesterreich wichtige Staatsneuigkeit, die Euer Durchlaucht durch Ihre Agenten erst in vier bis fünf Tagen erfahren werden —

Und die Sie, Herr Marquis, heute schon wissen?

Die ich heute schon weiß.

Woher datirt Ihre Neuigkeit?

Aus Rom vom 15. dieses.

Vom fünfzehnten, wir haben heute den siebzehnten, das ist nicht möglich.

Durchlaucht, entgegnete Saint Germain, haben vorhin bei zweien meiner bemerkenswertheren Eigenschaften nicht den leisesten Zweifel geäußert, und in dem letzteren Falle, wo es sich um nichts als um Geschwindigkeit handelt, beliebt es Ihnen eine Unmöglichkeit zu finden. Angenommen, ich besäße einen abgerichteten, Jahre lang an mich gewähnten Vogel, z. B. eine Taube, angenommen, man hätte dieser Taube vorgestern in Rom ein feines, engbeschriebenes Papier unter den Fittigen befestigt, und ihr die Freiheit gegeben, ist es nun unmöglich, daß dieses Thier, wenn es z. B. früher absichtlich den Weg zwischen hier und dort einige Mal machen mußte, durch seinen Instinkt geleitet, bei mir wieder eintrifft? Finden wir die Spur von diesem Instinkte nicht schon in der Bibel?

Der Fürst hütete sich, durch eine Miene seinen Glauben an diese Angabe zu verrathen, sondern sagte: Geben Sie Acht, daß Ihre Tauben nicht auch aus Deutschland einhergeflogen kommen, in diesem Falle bekämen Sie mit Thurn und Taxis einen Prozeß.

Den ich vielleicht nicht verlieren würde, antwortete der

Marquis, denn meine Post hat den Vortheil, daß sie keine Postlogen besitzt, wo die Briefe auf den Zwischenstationen geöffnet werden können.

Der greise Diplomat hüpfte über die Spitze dieser Rede hinweg, indem er sagte: Und welches ist die Staatsneuigkeit, die Sie, Herr Marquis aus Rom erfahren haben?

Saint Germain zog ein feines, zusammengelegtes Blättchen Papier hervor, welches eng beschrieben war.

Kaunitz warf einen Blick auf das Papier, seine steinernen Züge verriethen nicht die entfernteste Spannung.

Bevor der Marquis das Papier entfaltete, sagte er: Durchlaucht, Sie befinden sich in diesem Augenblicke mit dem hiesigen Nuntius, dem Grafen Garampi, in einer Polemik, der Gesandte des heiligen Vaters sieht die Kirche, die Religion und den Staat durch die neuesten kaiserlichen Gesetze in große Gefahren gestürzt. Durchlaucht, es wird Ihnen ferners gewiß bekannt sein, daß zu gleicher Zeit auch der Kaiser in einen Briefwechsel verwickelt ist, und zwar mit dem Papst selbst. Die Gegner des jetzigen Systems, bemerkend, daß sie täglich mehr an Boden verlieren, und daß sie sich in einer unangenehmen Defensive befinden, wo alle ihre Streiche nur Luftstreiche sind, und wo sie oft schon den Rückzug ergreifen mußten, bevor es ihnen noch gegönnt war, dem Angriffe auch nur mit einer Bewegung auszuweichen, in einer so verzweifelten Lage war es ganz natürlich, daß die österreichischen Heerführer der hierarchischen Opposition, hinter der sich natürlich auch die Aristokratie verkroch, nach einem Ausweg sannen, nach einem Mittel, wie diesen für sie so gefährlichen Neuerungen Einhalt zu thun wäre, und die Herren glauben, dieses Mittel gefunden zu haben. Sie raisoniren ganz einfach so: Der Kaiser, der, wie er selbst an den kaiserlichen Minister Hrczan in Rom schrieb, die Filosophie zur Gesetzgeberin in seinem Reiche gemacht hat, will eine neue Zeit heranbrechen machen durch ein neues System, zur Durchführung eines neuen Systems gehört nicht

nur eine in allen Theilen neu zusammengesetzte Regierungsmaschine, sondern sie erfordert auch für dieses System genugsam herangebildete Völkerschaften, die beiden Faktoren aber sind der erstere nur zum Theil, der letztere gar nicht vorhanden, folglich hat das neue System weder Wurzeln noch Fasern, sondern es vegetirt auf der Oberfläche, und hat seine Repräsentanten in dem Kaiser, einem Theile der Behörden und der gebildeten Klasse, die sehr gering ist. Um also dieses System zu bekämpfen, braucht man die Waffe nur gegen seinen Träger, den Kaiser, zu kehren, man braucht nur diesem Verlegenheit auf Verlegenheit zu bereiten, und ihn entweder kampfunfähig oder kampfüberdrüssig zu machen! — Dieses Raisonement der römischen Partei in Wien führte sie auch auf den Gedanken, den sie auszuführen beschloß, und der trotz des Einspruches einiger Kardinäle in Rom von seiner Heiligkeit dem Papste bereits acceptirt wurde. Man faßte den Entschluß zu einer Handlung, welche dem Kaiser unzählige Verlegenheiten zu bereiten im Stande ist, und zwar nicht so sehr der Regierung, als dem Kaiser persönlich, denn, wie gesagt, in seiner Person anfeindet und bekämpft man das System. Und in der That, je mehr man in diesen Plan der geistlichen Opposition eingeht, desto listiger, desto wirksamer, desto klüger wird man ihn finden.

Saint Germain hielt einen Augenblick inne.

Der Fürst hatte ihn mit versteinerter Gleichgiltigkeit angehört.

Er ordnete sein Jabot, fuhr sanft, den Staub abwischend, über den Aermel seines Rockes, ließ seine Uhr repetiren, trommelte mit den Fingern auf der Lehne des Armstuhls, kurz er hörte den Chevalier an gerade so, wie in jener wichtigen Staatsraths-Sitzung, wo die selige Kaiserin sich alle Mühe gab, die Dienste des Sardenkönigs Karl Emanuel in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, und wo Kaunitz zu keiner Gegenrede zu bewegen war, bis endlich Maria Theresia ganz außer sich kam, worauf Kaunitz mit sibirischer

Kälte erwiderte: Meines geringen Orts bin ich durchaus einverstanden, der König von Sardinien habe alle möglichen Eigenschaften, und wäre nur nicht die verwünschte Geografie, so wäre er sogar noch ein ehrlicher Mann.

Saint Germain war aber nicht der Mann, sich durch das Benehmen eines Diplomaten aus der Fassung bringen zu lassen, er fuhr also nach kurzer Rast mit starker Stimme fort: In Folge jenes Planes wird die Residenz Wien . . . . .

Kaunitz hörte auf, sich zu bewegen.

in kurzer Zeit des Glückes theilhaftig werden . . . Seine Heiligkeit . . .

Kaunitz sah den Marquis an.

— Seine Heiligkeit Papst Pius, den Sechsten seines Namens, in seinen Mauern zu beherbergen!

Kaunitz zuckte mit den Augenbrauen.

Das war Alles! Wenig, aber doch sehr viel!

Wo ein Kaunitz in Gegenwart eines Fremden mit den Augen zuckt, dort würde ein gewöhnliches Menschenkind aus der Haut gefahren sein.

Der Marquis fuhr fort: Als die Opposition diesen, wie schon bemerkt, von seiner Heiligkeit bereits genehmigten Plan entwarf, raisonirte sie folgendermaßen: Der Kaiser wird in die kritischste Lage versetzt. Der Papst wird in Wien erscheinen, Kaiser und Papst, die Machthaber des Staates und der Kirche, werden sich gegenüberstehen. Der Kaiser in seiner Einfachheit, der Papst in seinem das Auge bestechenden Pomp, in der feierlichsten Pracht. Welch' ein Kontrast in den Augen des Volkes, das in seiner größten Mehrheit noch im Papste den Statthalter Christi, und die lebendige Mittelperson zwischen sich und zwischen seinem Gott verehrt. Wer von beiden Machthabern wird bei diesem unausbleiblichen Vergleiche gewinnen? Was soll der Kaiser thun? — Soll er sich dem Papst neben-, über- oder unterordnen? Die Persönlichkeit des Papstes ist eine über-

aus ehrwürdige, sein erhabener frommer Sinn ist weltbekannt, er wird begeisternd, erhebend auf das Volk wirken, die Massen werden ihm zuströmen, werden im Staube liegend seinen Segen empfangen. Der Kaiser wird auf diese Art die Gewalt der Kirche kennen lernen, welche sie noch immer auf die Gemüther ausübte, wird erschrecken und einsehen, daß es besser und leichter sei, die Köpfe als die Herzen auf eine neue Bahn zu führen.. Der Papst in Wien ist etwas ganz Anderes, als der Papst in Rom. Der Statthalter Christi wird die Gefahr, die der Kirche droht, in der Nähe kennen lernen, er wird selbst sehen und selbst hören. Was bereits geschehen, läßt sich bei der bekannten Hartnäckigkeit des Kaisers schwer mehr rückgängig machen, was aber noch geschehen soll, kann vielleicht noch abgewendet werden. Pius kennt die Offenherzigkeit des Kaisers, vielleicht gelingt es ihm, dessen Pläne für die Zukunft zu erfahren. Vielleicht kommt eine Vereinbarung zu Stande, welche es dem Papste möglich macht, bei künftigen Kirchenreformen mit dem Kaiser Hand in Hand zu gehen. Muß es dem Kaiser nicht willkommener sein, mit dem römischen Stuhle in Gemeinschaft zu handeln, und die Last der Verantwortung, so wie die Zahl seiner Gegner zu verringern? Nebst dem Kaiser wird die Erscheinung des heiligen Vaters auch auf die kaiserlichen Minister wirken. Man wird den Mann, der eben so einfach als fromm, eben so herablassend, als gottergeben auf Erden wandelt, persönlich kennen lernen; seine Vorzüge werden bestechen, seine glänzenden Eigenschaften, seine ehrwürdige Erscheinung werden für ihn einnehmen. Was kann auf diese Weise nicht Alles bezweckt werden? — Die Gläubigen werden zerknirscht sein, die Wankenden zum Stehen gebracht. Die Abgefallenen bekehrt, und die wenigen Ungläubigen müssen verstummen. Tausende von Proselyten werden für die Kirche gewonnen, und wenn in den Massen der unausbleibliche Gedanke auftaucht: Seht, dieser alte, heilige fromme Vater der Kirche, dieser Greis,

der mehr dem Himmel als der Erde angehört, er hat sich im Winter trotz Wetter und Sturm auf den Weg gemacht, um den Kaiser zu bewegen, daß er von seinen Kränkungen der Kirche ablasse! Wenn, wie gesagt, dieser unausbleibliche Gedanke auftauchen und sich Bahn brechen wird, dann wird es sich zeigen, ob der heranbrausende Sturm der öffentlichen Meinung den Kaiser nicht zwingen wird, augenblicklich einzuhalten, oder gar die Schritte, die er vorwärts that, wieder rückwärts zu machen.

So, Durchlaucht, schloß Saint Germain mit langsamer und gemäßigter Stimme, raisonirte die Opposition, als sie den Gedanken faßte, den Papst nach Wien zu beschwören, zum Schutze der, wie sie immer sagt, bedrohten Kirche. Pius erkannte in seiner Weisheit augenblicklich das Zweckmäßige der Idee, und vorgestern, als am 15. Dezember, unterzeichnete der Papst in Rom das offene Breve in Form eines Briefes an den Kaiser, worin er den Kaiser seinen Entschluß nach Wien zu kommen anzeigt. Da das Dokument zu ausgedehnt ist, um auf einem so kleinen Raume, als dieses Papier ist, Platz zu haben, so übersandte mir mein römischer Agent eine Uebersetzung der inhaltvollsten Stellen. Wenn es Euer Durchlaucht genehm ist, so will ich sie vorlesen.

Lesen Sie, Herr Marquis, ich bitte, sagte Kaunitz.

Saint Germain las:

„Geliebtester Sohn in Christo! Mit vieler Gemüthskränkung haben wir ersehen müssen, daß alle unsern so „dringend gethanen Bitten und Anhaltungen an Euer „Majestät, diesen apostolischen Stuhl in dem ältesten „Besitzungsrechte der Bisthümer, Abteien und Präpo„situren, in den Beherrschungen Dero Lombardie nicht zu „beunruhigen, nichts haben bewirken können, sondern daß „Euer kaiserlichen Majestät in irgend einer Art solcher „Streitigkeiten einzulassen, die in dem mittleren Zeit„alter erregt worden sind, weil in der Folge und nach

„hergestellter Ruhe die Kirche wieder in den alten Besitz „ihres Rechts gesetzt worden ist. Von diesen Streitig„keiten ist unser Gemüth gänzlich entfernt, und es ver„abscheut dieselbigen, vielmehr ist es von derjenigen vä„terlichen Liebe erfüllt, die wir uns allezeit gegen E. K. „Majestät zu hegen vorgesetzt haben ......

„Für Benedikt XIV. hatte die glorwürdigste Frau „Mutter Euerer Kais. Majestät eine sehr große Hochach„tung ..... er hat bei Euer Kais. Majestät Pathenstelle „vertreten, um E. K. Majestät durch dieses heilige Band „noch fester mit dem heiligen Stuhle zu verbinden. Und „eben dieser Ursache wegen, geliebtester Sohn in Christo, „wollen auch wir gegen E. K. Majestät nachsichti„ger sein."

Kaunitz zuckte mit den Augenwimpern.

Der Marquis las weiter:

„Und brennen daher vor Verlangen, mit Denselben „auf einen freundschaftlichen Fuß, wie ein Vater mit „seinem Sohne, über diesen und noch mehr andere Ge„genstände der Neuerungen, die im Laufe Dero Regierung „eingeführt, und wodurch wir in den tiefsten Schmerz „versetzt worden sind, in Unterhandlungen zu treten. Da „wir aber schon in Voraus wissen, daß unsere Unterhand„lungen, wenn sie nicht mündlich geschehen, mit sehr vie„len Schwierigkeiten verbunden sein würden; so haben „wir uns vorgenommen, uns an den Hof E. K. Maje„stät zu begeben, ohne uns durch die Länge und Be„schwerlichkeit der Reise, das hohe Alter und unsere ge„schwächten Kräfte davon abhalten zu lassen u. s. w."

Saint Germain hatte vollendet.

Dieses Breve wurde am 15. unterzeichnet? fragte jetzt der Staatskanzler.

So ist es, Durchlaucht.

Dann wird unser Kourier bis längstens am 21. hier eintreffen. Gut.

Dies war seine einzige Bemerkung.

Es schlug gerade eilf Uhr.

Beide Herren erhoben sich.

Kaunitz war gewohnt, sich um diese Stunde zurückzuziehen, selbst wenn sich der Kaiser in der Gesellschaft befand.

Durchlaucht, sagte der Marquis, ich wiederhole, daß mir der siebzehnte Dezember und die Abendstunde zwischen zehn und eilf — er betonte diese Worte wieder auffallend stark — unvergeßlich bleiben werden.

Er verbeugte sich und ging festen Schrittes von dannen.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Der Fürst war allein.

Klug ausgesonnen, murmelte er, der Kaiser wird morgen staunen, wenn ich ihm die Nachricht mittheile; wir wollen diesem Bischof von Rom, als Antwort auf seine freundliche Zudringlichkeit eine kleine Gegenaufmerksamkeit beweisen. Der Kardinal Migazzi soll einen Christbaum erhalten, der ihm ein gewaltig' Licht anzünden wird. Dieses „Schach dem König" sollt ihr mit eurer halben Armada büßen!

Er ging zur Ruhe.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Christgeschenk des Kaisers.

Die Bestätigung des „offenen Breve" traf ein.

Das dem Kardinal Migazzi verheißene Christgeschenk

erschien in Form eines kaiserlichen Handbillets, datirt vom zwanzigsten Dezember 1781.

Es lautete:

„Die Betrachtung, daß diejenigen geistlichen Orden, „männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche ein blos „beschauliches Leben (vitam contemplativam) führen, „und also in dessen Betracht, zum Besten des Nächsten „und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbarliches „beitragen, hat mich veranlaßt, die Aufhebung solcher „geistlichen Orden beiderlei Geschlechts, die weder Schule „halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den „Beichtstuhl versehen, noch Sterbenden beistehen, noch „sonst im Studium sich hervorthun, von nun an allge- „mein in meinen Staaten festzusetzen.“

„Ich verstehe unter diesen Orden die gesammten „Karthäuser, Kamaldulenser, Eremiten, und alle weibli- „chen Orden der Karmeliterinnen, Klarisserinnen, Ka- „puzinerinnen, und dergleichen, die keine Jugend er- „ziehen, keine Schulen halten, und nicht der Kranken „pflegen.“

„Es ist an die böhmisch-österreichische Kanzlei bereits „eine Anordnung ergangen, daß sogleich in jenem Lande „diese Orden durch Landesstellen per Comissarios auf- „gehoben, ihre Einkünfte und Vermögen, wie es mit den „Jesuiten geschehen, übernommen, den Individuen einst- „weilen daraus nur Pensionen ausgeworfen, und ihnen „freigestellt werden soll, entweder, da sie nicht zahlreich „sind, ohne Pension außer Landes in Klöster ihrer noch „bestehenden Orden zu gehen, oder selbst von ihren Diö- „cesen an Behörden anzulangen, a votis dispensirt zu „werden, um dem weltlichen Stand oder andern Orden „beitreten zu können.“

„Ich habe zugleich auch die Kanzlei angewiesen, mir „ihre Vorschläge über die Art der Befolgung und die „Berichte über die Einkünfte dieser aufgehobenen Klöster

„ehestens zu geben, damit ich hiernach solche blos zur „Aufnahme der Religion und zum Besten der Nächsten „nutzbarer anwenden könne.“ —

Die Klosteraufhebung war somit faktisch begonnen.

Ein Schrei des Entsetzens durchflog die ultramontane Partei.

Staunen und Bewunderung bemächtigte sich der übrigen Welt.

Eine neue Zeit begann sich mächtig Bahn zu brechen.

Der erste Fürst aus dem Stamme Habsburg-Lothringen war der gewaltige Herold der lichtvollen Zukunft.

Millionen Menschen beteten:

„Gott segne den Kaiser.“

Ende des ersten Theiles.